This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

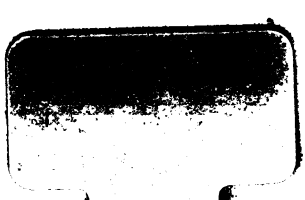
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08163657 7

Prof. C. Hilty

Ueber Höflichkeit

1. Courtesy



YFE
Hilly

Ueber die

Höflichkeit.

Von

Prof. Dr. Carl Hilty.

Drittes Tausend.

Bern.
Druck und Verlag von K. J. Wyß.
1898.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
588399B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1951 L

Alle Rechte,
auch dasjenige der Ueberſetzung, gewahrt.

I.

Treten wir der Frage näher, was Höflichkeit eigentlich ist und wie sie grundsätzlich entsteht, nicht bloß durch äußerliche Anlernung einzelner Formen, die nur einen prekären, von Stimmung und Umständen abhängigen Bestand hat, so werden wir ungefähr Folgendes entdecken:

Höflichkeit, wenn sie wirkliche Gemüthsstimmung ist, setzt nothwendig das richtige Verhältniß zu den Menschen voraus, mit denen man in Verkehr kommt, und dieses Verhältniß

es allfällig ein Gelehrter, oder ein Kloſtergeiſtlicher thun könnte. Es gehört dies alſo zu Ihrer Berufsbildung. Es iſt aber auch eine Sache von größerer Wichtigkeit für Jedermann. Erſtlich deßhalb, weil ſie ſich mit der Moral in den Grundlagen ſehr nahe berührt. Denn beide beruhen auf dem ganz gleichen Grundſatze der ächten Menſchenfreundlichkeit, nichts zu thun, was den Andern kränken, oder auch nur unangenehm berühren könnte, und was man ſelbſt nicht gerne von ihm erfahren möchte.

Sodann aber auch, weil gerade in dieſem Gebiete die Anſichten wechſeln und ſogar nach Ländern und Zeitperioden verſchieden ſind, ſo daß es wohl der Mühe werth erſcheinen konnte, einmal darüber eingehend nachzudenken.

Die Höflichkeit ist jetzt einerseits sehr gesunken; man braucht bloß auf die Eisenbahnen, oder an andere verkehrsreiche Orte sich zu begeben, um darüber in's Klare zu kommen, wie wenig Rücksichtnahme zwischen den sich begegnenden Menschen, selbst der sogenannten besseren Klasse, stattfindet. Aber sie ist doch auf der andern Seite ausgebreiteter und gleichmäßiger geworden, nicht bloß mehr das ausschließliche Eigenthum einer feineren Kaste, und hat dadurch etwas Ernsthafteres und Natürlicheres angenommen. Sie ist längst nicht mehr die oberflächliche, oder gesuchte „Galanterie", nach französischem Muster, wie sie noch vor einem Jahrhunderte auch bei uns im Gebrauche war, hinter der Niemand eine ernstliche Meinung suchte und die mit der größten Rohheit

nicht unvereinbar war.[1]) Man meint jetzt, mehr als früher, das, was man höflich sagt; die Höflichkeit ist der Ausdruck eines wirklichen Wohlwollens, an Stelle eines bloßen Scheins desselben geworden. Es ist dermalen, eher als eine Mißachtung der Höflichkeit, eine Art von Anarchie in Bezug auf die Regeln derselben eingetreten, welche theils aus der größeren Mischung verschiedener Volksklassen und ihrer natürlichen Lebensgewohnheiten, theils einfach

---

[1]) Die Bilder Hogarth's und Vorfälle aus dem Leben Voltaire's, der von den Lakaien seines Gastgebers geprügelt wurde, zeigen dies z. B. Der gewöhnliche Arbeiter benimmt sich jetzt in Gesellschaft besser, als der Adel des 16. Jahrhunderts, wenn man die Memoiren des schlesischen Junkers Hans von Schweinichen liest, und wird auch von den oberen Klassen höflicher behandelt. Die Lage der Dienstboten ist ebenfalls eine ganz andere geworden.

aus Mangel an Bildung in dieſer Richtung und Mangel an eigenem Urtheil darüber herrührt. Man ſagt es den jungen Leuten nicht, weder auf den Schulen, noch auf den Univerſitäten, was ſich ſchickt und was nicht; ſie müſſen es ſelbſt aus üblen Erfahrungen, oder guten Beiſpielen lernen, und da die letzteren nicht immer vorhanden ſind, ſo bleibt ihnen im Ganzen nur die erſtere Lehrmethode, die eine gute, aber etwas zu koſtſpielige iſt. Und dennoch, trotzdem Niemand mehr über Höflichkeit wirklich inſtruirt wird — wird ſie im Leben von jedem Untergeordneten verlangt; man beurtheilt ferner geradezu die Menſchen, die man noch nicht kennt, danach, und ein Verſtoß gegen die Schicklichkeit kann für die ganze Laufbahn eines Menſchen verhängniß-

voller werden, als manche viel ſchwerere Fehler, die er beſitzt, oder macht.

Höflichkeit iſt eben ein Zeichen und eine Präſumtion für eine gute Herkunft und Erziehung, ja ſogar eine Vermuthung für einen guten Charakter, und ſie iſt auch eine große Hilfe für den Menſchen ſelbſt, indem ſie ihn ſtets in dem „gut equilibrirten" Zuſtande erhält, auf den es für ſein Fortkommen in der Welt am allermeiſten ankommt.

Deßhalb wohl ſagt ein naiver, Sachſen, ſo viel ich weiß, das als das höflichſte Land Deutſchlands gilt, entſtammender Kinderreim, nicht ohne einen recht guten Erfahrungshintergrund:

„Kinder, lernet höflich ſein,
Es koſt't nicht viel und bringt viel ein."

Wenn Sie mich fragen ſollten, weßhalb ich gerade dieſen Gegenſtand für eine Vorleſung gewählt habe, ſo iſt es zunächſt der auf der Hand liegende praktiſche Grund, daß Höflichkeit den Verkehr mit Menſchen erleichtert, ja ſogar weſentlich dazu beſtimmt iſt. Ein Kaufmann[1]) aber lebt von dieſem Verkehr und kann ſich von demſelben nicht abſchließen, wie

---

[1]) Dieſer Aufſatz war ein Vortrag in einem Verein junger Kaufleute, welchem jedoch auch andere Perſonen beiderlei Geſchlechtes beiwohnten.

wieder ist gänzlich abhängig von unserer Ansicht über den Zweck des Verkehrs mit Menschen. Die richtige Auffassung über den Umgang mit Menschen[1]) ist die, daß sie uns gegeben sind, um ihnen in irgend einer Weise wohlzuthun, nicht um von ihnen Gutes bloß zu empfangen. Diejenigen, welche umgekehrt denken, werden, sofern sie klug genug sind, um sich keinen Illusionen hinzugeben, mit zunehmendem Alter unfehlbar Pessimisten und verlieren damit jede Möglichkeit eines wirklich freundlichen Umgangs mit Anderen. Es ist nicht ausführbar, daß Menschen gut miteinander verkehren, wenn jeder Theil nur möglichst viel empfangen und möglichst wenig

[1]) Vgl. hierüber: „Glück, II. Theil, über Menschenkenntniß."

leiſten will, ſelbſt wenn beides im geiſtigſten Sinne genommen wird. Deſſen wird man eben zuletzt müde und überdrüſſig. Wenn Jemand aber einmal entſchloſſen iſt zu geben, ohne etwas dafür zu erwarten, dann wird er wohlwollend und das Wohlwollen, das allmählig zur Güte auswächst, die das Schönſte in der menſchlichen Natur iſt[1]), das iſt auch die Grundlage und die unfehlbare Quelle und Wegleitung zu der wahren und aufrichtigen Höflichkeit gegen Jedermann, nicht etwa nur gegen eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen.

---

[1]) Ev. Matth. XX, 26—28. Güte iſt ein Kunſtprodukt, von Natur ſind wir nicht gütig; aber es iſt eine mehr oder weniger erbliche Anlage und Erziehung dazu, von Geſchlecht zu Geſchlecht, denkbar, ſo daß ſie zuletzt ganz natürlich werden kann.

Wollen Sie aber noch ein wenig mehr der Sache auf den Grund gehen, so liegt dieser Stimmung zu Grunde die Ueberzeugung, daß jeder Mensch ein Kind Gottes, zu der edelsten Ausbildung als solches bestimmt und fähig, und daß jede Begegnung daher gar nicht etwas Zufälliges und Gleichgültiges, sondern etwas sehr Ernstes sei, aus dem für beide Theile Fortschritt, oder Hemmung auf dem Lebenswege erwachsen könne.[1]) Wer das so ansieht, der wird von selbst höflich, man braucht es ihm nicht anzubefehlen; andernfalls wird er nur selten das ganz richtige Maß treffen, sondern immer sehr leicht entweder zu viel, oder zu

[1]) Das ist die Anschauung des N. Testaments in einigen sehr ernsten Stellen z. B.: Ev. Math. V, 22, XVIII, 6; Ev. Luc. XVII, 1. 2.

wenig in der Höflichkeit thun, oder Unterſchiede machen, die in den Augen der ewigen Wahrheit nicht geſtattet ſind.[1]) Die rechte Höflichkeit

---

[1]) Die Gefahr der Höflichkeit, wenn ſie nicht ächt iſt und nicht nach und nach zu Güte auswächst, iſt die Heuchelei, und eine ſolche Höflichkeit mit Riſſen durch die der natürliche Zuſtand beſtändig durchſchimmert, iſt ein unerquicklicher Anblick und verfehlt jedenfalls gänzlich ihren Zweck.

Ob man den Verkehr mit Menſchen ſtark ſuchen ſoll, das iſt eine Frage; daß man ihn aber wohlwollend und wohlthätig geſtalten ſoll, ſoweit er beſteht, das iſt keine, ſondern dann entſteht nur die weitere Frage, wie das zu machen iſt. Das gehört aber in ein anderes Kapitel der Lebensphiloſophie, als das mit der Ueberſchrift: Höflichkeit.

Jedermann iſt darüber einig, daß man mit denen, die Freundlichkeit ſehr nöthig haben, freundlich ſein ſoll, um ſie zum Glauben an Gott und die Menſchheit zu ermuntern, der ihnen vielleicht verloren zu gehen droht. Du weißt aber nicht, wie es in dem Herzen vieler anſcheinend Glücklicher und Bevorzugter

ist eigentlich gar nichts Anderes, als das, was das Evangelium mit einem etwas anderen Worte Frieden bringen nennt, das eigenthümliche Gefühl des Wohlseins, das von manchen Leuten auf ihre ganze Umgebung und Jeden, der ihnen begegnet, übergeht, während Andere nach dem Ausdrucke der Bibel nicht Kinder des Friedens, sondern Kinder des Zornes[1]) sind. Sie haben gewiß auch schon solche Leute gekannt, die vielleicht viele sehr gute

---

dieser Welt ausstieht und ob sie dieser Freundlichkeit nicht auch bedürfen.

Es hat übrigens jeder einigermaßen kluge Mensch zuweilen starke Versuchungen, sich von jedem Umgang mit Menschen zurückzuziehen, oder sich um sie nur noch im engsten Lebenskreise zu bekümmern. Das ist aber eine fehlerhafte Neigung, der widerstanden werden muß.

[1]) Eph. II, 3; I. Thess. V, 9; Ev. Matth. X, 12. 13. 16.

Eigenschaften hatten, bei denen aber Niemandem recht wohl wurde, und die auch überall, wo sie hinkommen, nichts als Eifersucht, Streit und Unannehmlichkeit mit sich bringen, selbst keinen Frieden haben und Anderen keinen lassen, soweit es an ihnen liegt. Sehen Sie sich die Höflichkeit dieser Leute an. Sie können nicht natürlich höflich sein; ihre Höflichkeit, wenn sie dieselbe in sich erzwingen, hat etwas Gezwungenes, Süßliches, Unangenehmes im Nachgeschmacke an sich, wie irgend eine Bitterkeit, die man mit Syrup versüßen will. Das ist nach Innen Selbstbetrug, und nach Außen konventionelle Lüge, die zwar nothgedrungen und bis auf einen gewissen Grad allgemein acceptirt ist, weil man sonst ganz auf dem Standpunkte der Wilden und des Krieges Aller

gegen Alle leben müßte. Dabei nützt es dann sehr wenig, mit Ibsen, Zola, Nordau und anderen modernen Schriftstellern dieser konventionellen Gesellschaftslüge die Maske abzureißen, wenn man die Gesellschaft nicht gleichzeitig besser machen kann. Im Gegentheil, wenn die Welt doch nicht vorzüglicher werden könnte, was die meisten dieser, die Aufrichtigkeit liebenden Schriftsteller in ihrem Innersten glauben, so ist es noch besser, da man einmal doch mit ihr leben *muß*, sie trägt eine Maske, die Viele täuscht und für Alle wenigstens einen erträglichen Anblick gewährt. Denn Jemand für schlecht halten und dennoch mit ihm verkehren, das ist das beste Mittel um selbst schlecht zu werden. Also giebt es kein anderes Verfahren, als *entweder* den Menschen,

die man genau ſehen will, wie ſie ſind, die Mittel an die Hand zu geben, damit ſie werden, wie ſie ſein ſollten, und vorläufig das Verlangen ihres Herzens darnach, auch in ſeinen allergeringſten Anfängen, zu ſehen und ſich daran zu erfreuen. Oder dann auf Menſchenkenntniß zu verzichten und ſich täuſchen zu laſſen, wie tauſend Andere es thun, das was man «sauver les apparences» nennt und woraus ein ſehr großer Theil des geſelligen Lebens beſteht.

Wenn Sie das wollen, was ich Ihnen nicht anrathe, dann werden Sie wenigſtens geſchickte Schauſpieler, das iſt immerhin ſchon Etwas, wenn auch nichts Beſſeres. Denn allein an der Höflichkeit erkennt man heute die Stände, und wie ein guter Schau-

ſpieler wirklich bewegen und zu Thränen rühren kann, ſo daß man augenblicklich ganz vergißt, daß Alles nur Schein iſt, ſo iſt auch ein höflicher Menſch, wenn er auch bloß geſchickt iſt, eine angenehme Erſcheinung und zeigt wenigſtens eine gute Herkunft und Erziehung. An den Kleidern, oder der allgemeinen Lebensweiſe kann man jetzt die Menſchen nicht mehr erkennen. Wenn Sie beiſpielsweiſe die Tauſende ſehen, die im Sommer unſer Land überſchwemmen, ſo wiſſen Sie auf den erſten Blick gar nicht, ob Sie es mit feinen Leuten, oder mit ſolchen von geringer Herkunft zu thun haben; ſie ſehen beide ziemlich gleich aus. Aber wenn Sie dann beobachten, wie ſich die Einen rückſichtslos, Alles vor ſich niederrennend, auf die beſten Plätze der Eiſenbahn ſtürzen und

die zweitbeſten noch raſch mit ihrem Gepäck überlegen, oder überhaupt all ihr Hab und Gut in der Form von unmäßigem Handgepäck mit ſich führen, um ja nicht Gepäcktaxe bezahlen zu müſſen, oder noch mit dem Dienſtmann um 50 Centimes ſtreiten, bevor ſie an Ort und Stelle gelangt ſind, oder ihre Geſpräche in der Bahn mit möglichſt lauter Stimme führen, ſo daß Jedermann, ob er wolle oder nicht, mitanhören muß, wie theuer es in ihrem letzten Nachtquartier geweſen ſei, oder ſofort alle Fenſter aufreißen, ohne zu fragen, ob andere Mitreiſende die Zugluft ſcheuen; dann wiſſen Sie, in den weitaus meiſten Fällen, genau, mit wem Sie zu reiſen die Ehre haben und — richten ſich darnach, wenn Sie klug ſind.

Es bleibt daher, in zweiter Linie, wenigſtens bei dem bon mot Schiller's: Gott allein ſehe das Herz der Menſchen, alſo möge Jedermann dafür ſorgen, daß auch wir etwas Erträgliches ſehen.

Am beſten aber und auch am leichteſten iſt es, Sie nehmen es von vorherein tiefer und baſiren die Höflichkeit nicht auf äußere Angewöhnung, ſondern auf eine Grundgeſinnung und Grundſtimmung, die Ihnen immer gegenwärtig iſt und aus der ſie von ſelbſt hervorwächſt, wie die Blüthe aus dem Baum. Dieſe Höflichkeit iſt eine der größten Vollkommenheiten, zu denen der Menſch fähig iſt, und ein berühmter Heiliger des Mittelalters, [1])

[1]) Franz von Aſſiſi.

der sie selbst — wie alle wahren Heiligen übrigens — in hohem Grade besaß, sagt ganz mit Recht, die Höflichkeit sei mit der Liebe nahe verwandt. Sie sei ihre jüngere Schwester, welche die ältere stets begleiten und ihr die Thüren der Herzen aufschließen müsse.

S. Seite 9. (nach 14)

II.

Will man nun in einige Einzelnheiten eintreten, ſo iſt nochmals vorauszuſchicken, daß die Höflichkeit heutzutage keine ſo beſtimmten Regeln mehr hat, als dies noch vor einem Jahrhundert, allerdings auch nur in der beſten Geſellſchaft der Saal war. Man muß ſich daher zunächſt auf einige ganz allgemeine Geſichtspunkte beſchränken, die noch ziemlich anerkannt ſind, und ſich dabei ge-

tröſten, daß man damit in den Hauptſachen wenigſtens vor Rohheit geſichert ſei und in den kleineren Ereigniſſen des täglichen Verkehrs ſeinen Weg von ſelbſt finden werde.

Als ſolche allgemeine Regeln, die auch für alle Menſchen gelten, nicht etwa blos für Diplomaten und Hofleute, oder für Müßiggänger, die ſich aus der Geſelligkeit einen Lebensberuf geſchaffen haben, werden, unter Anderem, etwa folgende zu beachten ſein.[1])

Als oberſte Regel wird immer gelten müſſen, daß Höflichkeit veredelte Natürlichkeit iſt und (wie ſich eigentlich von ſelber verſteht) das

[1]) Hier und in dem III. Abſchnitt wird jeder Leſer um Ergänzung aus der eigenen Lebenserfahrung gebeten, die allein völlig belehrt.

Leben leichter und bequemer, nicht noch ſchwieriger und komplizirter machen ſoll. Sie iſt, wenn ſie ächt iſt, die äußere Erſcheinung der inneren Güte und wohlwollenden Rückſichtnahme auf Andere, und muß daher, auch wo ſie nicht ganz ächt iſt, dies ſo erſcheinen laſſen. Das Letztere iſt aber, wie ſchon geſagt, ſehr ſchwer zu erreichen, denn ſie muß auch eine gewiſſe Würde bewahren, nicht ſüßlich, oder allzu zuvorkommend ſein, was immer Verdacht erweckt. Das Sicherſte, um etwas zu ſcheinen, iſt und bleibt daher immer es zu ſein.

Unzweifelhaft muß man dabei die Menſchen für gut nehmen, auch wenn ſie es nicht ſind, wenigſtens ihre guten Eigenſchaften, die ſie ja alle haben, zuerſt und vorzugsweiſe

ſehen wollen. Ein Miſanthrop wird es nicht über eine ſehr gezwungene Höflichkeit hinausbringen, während ein Menſch, der gerne das Gute in Anderen ſieht, dieſelben wenigſtens momentan gut machen kann. Nichts ſtimulirt die Menſchen mehr, die beſte Seite ihres Weſens herauszukehren, als wenn man ſie für beſſer nimmt, als ſie in der Regel in Wirklichkeit ſind. Man kann dadurch mit ſelbſt ziemlich ſchlechten Menſchen Jahre lang, oft ein ganzes Leben lang, es aushalten, weil ſie ſich immer noch Mühe geben, dieſes Vertrauen zu verdienen, während das erſte Zeichen des Mißtrauens das Verhältniß unwiederbringlich zerſtört.

Natürlich iſt auch in der Höflichkeit Maßhalten, wie in allen Dingen, gut. „Zu wenig

und zu viel verderben alle Spiel." Man kann auch nicht mit allen Menſchen ganz gleich höflich ſein, doch zeigt eine gewiſſe allgemeine Gleichmäßigkeit des Benehmens gute Abſtammung und Erziehung, während die Parvenüs immer geneigt ſind, höflich nur nach oben zu ſein. Gar niemals muß man einen Unterſchied in der Höflichkeit zwiſchen Arm und Reich machen, etwas was den Kaufleuten mitunter ſchwer fällt. Es iſt namentlich ein Zeichen eines edlen Manneſ-Charakters (und umgekehrt), wenn man arme Frauen ſehr höflich behandelt, denn dieſe haben die Höflichkeit am nöthigſten und ſie thut ihnen am wohlſten.

Ueberhaupt, wenn Sie einmal eine unwiderſtehliche Neigung haben ſollten, etwas rückſichtslos zu ſein, ſo ſuchen Sie ſich als Objekt

dafür einen recht fetten, protzigen Millionär aus, dem ſchadet es am wenigſten.

Auch den bloßen Schein von Grobheit muß man meiden, alſo z. B. auch einen harten, oder lauten, oder polternden Ton im Sprechen, wie ihn manche ganz gutmüthige Leute als ſchlechte Angewohnheit beſitzen, oder ein allzu martialiſches Aeußere. Die kühn aufgeſträubten Schnurrbärte z. B., wie ſie jetzt die friedlichſten Menſchen tragen, oder die ungeheuren Prügel von Spazierſtöcken, wie ſie eine Zeitlang Mode waren, geben einen Anſchein von Brutalität, wie er für die Conquiſtadoren Inner-Afrikas paßt, aber nicht für civiliſirte Europäer.

Zorn iſt immer unhöflich, ja ſelbſt ungebildet. Selbſtbeherrſchung in jedem Moment gehört zur Höflichkeit. Es wird daher bekanntlich von König Ludwig XIV., der ſ. Z. das europäiſche Modell des höfiſchen guten Tones war, erzählt, er habe einmal ſeinen Stock zum Fenſter hinausgeworfen, um nicht in Verſuchung zu kommen einen inſolenten Diener zu ſchlagen. Es iſt nun freilich nicht immer ganz leicht, dieſe Haltung zu bewahren und auch ſcharfe Dinge mit ruhigem Ernſt zu ſagen, was ja doch nothwendig iſt; denn das liegt nicht unſerer Macht und kann nicht einmal in unſerem Willen liegen, allem Ernſt des Lebens und allen Konflikten auszuweichen. Der ſchottiſche Dichter Burns ſagt daher mit einem gewiſſen Recht in einem ſeiner Gedichte:

«It's hardly in a body's pow'r
To keep, at times, frae being sour.»

Es mag ſein, muß aber doch ſein, ſchon aus Klugheit. Denn Zorn ſchadet demjenigen, der ihn hat, mehr, als dem, den er trifft.[1]) Man kann ſich das theilweiſe durch Gewohnheit, theils durch eine geſunde Lebensphiloſophie aneignen, nicht leicht in Zorn zu gerathen. Beſtändiger Zorn, als Grundſtimmung über Alles und Jedes, iſt dagegen die Strafe der egoiſtiſchen, oder überhaupt unidealen Menſchen, wenn ſie alt werden. Sie befinden ſich alle in dieſer Galeere und tragen deren Ketten mit ihrem kritiſchen, unwirſchen und

[1]) «To be angry is to revenge the faults of others upon ourselves.»

eruptiven Weſen öffentlich vor Jedermann zur Schau.[1])

Alle Unſauberkeit iſt unhöflich gegen Andere. Wenn Sie alſo im Zweifel ſind, ob etwas in Ihrem Aeußeren, oder in Ihrer Wohnung noch „ſauber genug“ ſei, oder nicht, ſo genügt ſchon dieſer Zweifel, um es zu beſeitigen. Aus dem gleichen Grunde ſind ſtarke Wohlgerüche ſtets verdächtig, man denkt leicht, ſie ſollen etwas verbergen. Eine Dame z. B., die, wenn ſie vorbeirauſcht, eine Duftwolke

---

[1]) „Ihnen zur Straff und Andern zum abſcheulichen Exempel,“ wie ſich die alten Kriminalurtheile zuweilen ausdrücken.

von Patſchouli, oder dergleichen, hinter ſich läßt, iſt ſchwerlich eine wirkliche Dame.[1])

Das allerſchlimmſte iſt natürlich Eleganz, die nicht ganz, bis auf den letzten Faden, durchgeführt iſt, z. B., ein eleganter Anzug

---

[1]) „Uebrigens iſt der Verbrauch an Parfum ſehr zurückgegangen und wird in der vornehmen Welt nur in ſehr diskreter Weiſe geübt.“ So ſchreibt wenigſtens Fräulein Iſabelle Kaiſer in ihren Bildern von Cannes und wir wollen ihr es glauben. Der feinſte und wenigſt aufdringliche Wohlgeruch iſt immer ächtes kölniſches Waſſer, deſſen ſich z. B. Napoleon I. ausſchließlich bediente.

Bei Männern iſt Mangel an Sauberkeit meiſtens ſchlechter Herkunft und Erziehung zuzuſchreiben, geſtattet aber noch keinen unbedingten Schluß auf ihren Charakter. Bei Frauen iſt es anders. Wenn eine Frau nicht nach Maßgabe ihrer Verhältniſſe möglichſt ſauber iſt, ſo hat ſie nachgelaſſen etwas auf ſich zu halten.

mit einem ſchlechten Hut, oder unſauberen Handſchuhen verbunden. Auch eine auffallende und übermäßige Eleganz überhaupt iſt immer etwas verdächtig. Dadurch zeichnen ſich Schauſpieler, Ladendiener an Sonntagen, oder Kaufleute aus, die ſich damit Kredit verſchaffen wollen. An einem ganz korrekten Aeußern muß gar nichts Auffälliges ſein, weder ein zu viel, noch ein zu wenig.

Noch unhöflicher iſt natürlich die innere Unſauberkeit, wenn ſie, wie oft, gelegentlich zu Tage tritt. Denn „weß das Herz voll iſt", davon geht doch der Mund zeitweiſe und bei Gelegenheit über. Von einem Menſchen, oder einem Buche, das uns etwas Schmutziges erzählt, oder mit Behagen auf ſo etwas zu

verweilen ſcheint, behalten wir zeitlebens einen ungünſtigen Eindruck[1]). Jeder Ausdruck von Sinnlichkeit iſt in hohem Grade unhöflich, obwohl das nicht allgemein ſo angeſehen wird; er ſetzt eben Gefallen des Andern an ſolchen Dingen voraus. So lange man dieſes Böſe in verſchönerendem Lichte betrachtet, übt es eine Anziehungskraft auf die Phantaſie aus, die eine gewaltige Macht im Menſchen iſt Man muß es alſo, wenigſtens bei ſich ſelbſt, ſtets mit ſeinem wirklichen Namen, als einen Rückfall in das Thieriſche, bezeichnen; damit wenden ſich dann edlere Naturen leichter

[1]) Ich erinnere mich noch heute mit Widerwillen eines bekannten Kriminaliſten, der in ſeinen Vorleſungen mit großer Vorliebe immer die Vergehen unſauberſter Natur behandelte. Solche Leute wiſſen nicht, wie viel ſie damit ſich ſelbſt und Anderen ſchaden

von ihm ab, während die sinnlichen nach und nach zu wahren Raubthieren auswachsen.[1])

Pünktlichkeit[2]) nennt schon ein bekanntes Sprichwort die Höflichkeit der Kö-

[1]) Auch die Gesichtszüge dieser Menschen beiderlei Geschlechts werden mit zunehmendem Alter oft raubthierartig. Die wahre (nicht die bloß faktisch bestehende) Aristokratie beruht heutzutage fast ausschließlich noch auf diesem Einen Punkte, da fast alle andern Unterscheidungsmerkmale im Verschwinden begriffen sind, und es ist das auch der Punkt, mit welchem das allmälige Herunterkommen anfängt, wie die Sache Dreyfuß-Esterhazy es neuerdings gezeigt hat.

Der Sinn des Lebens ist ja (beiläufig und mit wenigen Worten gesagt) der, aus dem vorwiegend physischen, gewissermaßen thierähnlichen Dasein, mit welchem wir zu leben beginnen, eine bei weitem vorwiegend geistige, wirklich menschliche, Existenz zu gestalten.

[2]) Im Allgemeinen findet man jetzt Pünktlichkeit mehr bei älteren Leuten, die in ihrer Jugend eine strenge Erziehung genossen haben; heutzutage setzt

nige. Sie ist aber auch für andere Leute gut und kann durch keine Entschuldigungen ersetzt werden. Ebenso Zuverlässigkeit in allen Dingen und Ordnung in seinen Sachen überhaupt, Das erleichtert das Leben sehr, für sich und Andere. Also z. B. Briefe gar nicht, oder nicht prompt beantworten, Rechnungen nicht beförderlich bezahlen, Bücher, die man entlieh, nicht bald zurückgeben, das sind Dinge, die Ihnen mehr Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verursachen werden, als manche größere Fehler.

sich die junge Welt viel zu leicht darüber hinweg. Es sind das scheinbar oft Kleinigkeiten, aber mancher junge Mann dankt es später seiner Mutter, daß sie ihn frühzeitig zur Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Höflichkeit angehalten hat und dadurch im gegebenen Moment oft für sein ganzes Leben eine günstige Entscheidung bewirkte.

Am wichtigsten ist natürlich, und ganz besonders für Kaufleute, Zuverlässigkeit in Geldsachen, denn davon hängt ihr Kredit ab, mit dem sie arbeiten müssen. Ein englischer Schriftsteller sagt daher, für sie jedenfalls nicht ganz mit Unrecht: «Never treat money affairs with levity. Money is character.»

Für manche Leute ist Geld entleihen eine sehr leichtgenommene Sache[1]), eigentlich mehr

---

[1]) Auch in dem leichten Ton von „seinen Schulden" zu sprechen, wie dies (allerdings mehr in akademisch ausgebildeten Lebenskreisen) mitunter geschieht, schickt sich nicht. Schulden sind im Gegentheil etwas sehr Ernstes, das unter Umständen das innere, wie das äußere Leben der von ihnen Gefesselten auf das Schwerste beeinträchtigen kann. Nicht umsonst schreibt daher das Christenthum, das sich um die äußern Dinge nicht allzusehr bekümmert, für das ge-

die Form einer zwangsweiſe erhobenen Schenkung. Denn ſie denken gar nicht im Ernſte daran, es je zurückzugeben, und wenn ſie es einmal wirklich freiwillig thun, ſo betrachten ſie das als eine der ruhmwürdigſten Handlungen ihres Lebens. Sie verlieren aber damit unfehlbar mehr an Kredit, als ſie an Geld gewinnen. Allerdings muß man auch Geldſachen nicht zu wichtig, namentlich nicht zu kleinlich nehmen, denn ſie ſind doch nicht mehr als ein Erleichterungsmittel des Lebens, kei-

---

wöhnliche Leben vor: „Seid Niemanden etwas ſchuldig, außer der Liebe“ (vgl. auch I. Cor. VII. 23 und I. Theſſ. IV. 12) und Paulus erbietet ſich ſogar einen Schaden zu vergüten, für den er juriſtiſch nicht verantwortlich gemacht werden könnte (Philemon 18). Ebenſo läßt Chriſtus ſelbſt zweifelhafte Anſprüche lieber befriedigen, als ſchuldig bleiben (Ev. Matth. XVII. 27).

neswegs das Leben ſelbſt, und es ſollte ſich nicht Alles um ſie drehen. Es iſt daher ſehr gering in kleinen Dingen, etwa an Trinkgeldern, zu ſparen, wie es z. B. manche Reiſende thun, oder Alles nur darnach zu bemeſſen, ob es etwas einträgt, oder ob man es allfällig auch erſparen könnte. Selbſt eine gewiſſe Eiligkeit, Empfangenes ſofort wieder in gleichem Maß und Münze zurückzugeben, damit man ja nur Niemand irgendwie verpflichtet ſei, zeugt von einer engen Lebensanſchauung, die ſchon La Rochefoucauld eine Art von Undankbarkeit nennt.

Ueber Abweſende ungünſtig, oder überhaupt nur viel zu ſprechen, wenn es nicht nöthig

iſt, iſt unhöflich gegen die Anweſenden.[1]) Denn ſie können daraus mit Sicherheit ſchließen, daß und wie über ſie geredet wird, wenn ſie die Abweſenden ſind. Es giebt aber auch manche Leute, die über dieſer Vorſicht ein wenig die nöthige Wahrheitsliebe vergeſſen, wo die Wahrheit geſagt werden muß. Die ſind auch unhöflich, denn ſie trauen denen, mit welchen ſie ſprechen, zu, daß ſie das Geſagte ſofort hinterbringen werden. Auch muß nicht der Grund jenes Fräuleins allein maßgebend ſein, welches ſagte, man müſſe nie über Jemand reden, denn man könne nicht wiſſen, ob man ihn nicht ſpäter noch heirate.

[1]) Daß man nie von Dienſtboten Klagen über ihre Herrſchaften anhört, ſollte ſich von ſelber verſtehen. Sogenannte Freunde, die das thun, ſind ſehr gefährlich, nicht blos unhöflich.

Witz ist eine große, aber eine sehr gefährliche Gabe für die stete Beobachtung der Höflichkeit. Er darf sich jedenfalls nicht zu häufig und namentlich nicht auf Kosten harmloser Personen geltend machen, sonst verräth er einen schlechten Grundzug des Charakters.[1]) Sogenannte Schälke sind zwar oft während ihres Lebens gefürchtet, werden aber im Grunde von Niemanden geliebt,[2]) und man ist froh ihrer

[1]) Auch darf er nie in das Gebiet des sogenannten „Kalauer's" verfallen. Das ist sehr unhöflich, denn es setzt bei dem Zuhörer einen ungebildeten Geschmack voraus.

[2]) Das Wort des Herrn im Prolog zu Faust: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt", ist völlig unpsychologisch; die ernste Verneinung steht dem Geiste der Wahrheit viel näher. Die Bibel selber spricht von Schälken nur in einem tadelnden Sinne. Vgl. Ev. Luc. XIX, 22.

los zu ſein, wenn ſie ſchließlich das Zeitliche ſegnen. Ebenſo iſt eine übergroße „Originalität“, welche ſich von allen, auch den gewöhnlichſten Regeln der Höflichkeit dispenſiren zu können glaubt, etwas, was nur dummen Leuten imponirt und meiſtens nicht ohne einen bedeutenden Zuſatz von Selbſtgefälligkeit beſteht.

In einzelnen Fällen kann es ſehr zweifelhaft ſein, wie weit man in der Höflichkeit gehen ſoll, namentlich iſt dies auf Reiſen und an den offenen Tafeln der Gaſthöfe und Penſionen der Fall. Ich wurde z. B. einmal von einem gebildeten Gaſte dem Wirthe förmlich vorgeſtellt. Das war zwar ſehr höflich gegen den Wirth, warf aber ein Licht auf die unge-

nügende Erziehung des Gaſtes.[1]) Soll man die Unbekannten, neben welche man zu ſitzen kommt, grüßen, bei Beginn und bei Aufhören der Mahlzeit? Ich ſage darauf ja. Soll man ſie anreden? Ebenfalls ja, wenn es eine Dame, eine jüngere, oder eine offenbar dem Stande nach geringere Perſon iſt. Geht ſie nicht höflich darauf ein, ſo läßt man ſie im Weiteren.[2]) Mit dem Gaſthausperſonal ſpricht man beſſer nicht viel und unnöthig. Das

[1]) Das Gegenſtück, die oft allzugroße, oder geſuchte Höflichkeit der Wirthe, behandelt u. A. ein Sinngedicht des vorigen Jahrhunderts mit den Worten:

„Die Höflichkeit des Wirths war ſinnreich ausgedacht,
Er weckt mich aus dem Schlaf und wünſcht mir gute Nacht."

[2]) Daudet beſchreibt es in ſeinem «Tartarin dans les alpes», einer recht ergötzlichen Satyre auf die Fremdeninduſtrie der Schweiz, wie eine lange Reihe von Menſchen an den Gaſthofstafeln ſtumm neben einander

höflichſte gegen dieſe Leute iſt, ſie nicht zu plagen, oder unnöthig herumzuſprengen und zuletzt gut zu belohnen für ihre Dienſtleiſtungen.[1]) Auf die weitere Höflichkeit halten ſie

---

ſitzt und Jeder möglichſte Verachtung gegen ſeine Nachbaren affektirt, um ſeine eigene Verlegenheit dahinter zu verbergen. Denn dieſe Miene der Verachtung iſt ſtets die Waffe der Dummen, oder innerlich Unſicheren gegen die Verlegenheit.

Daß man, wenn möglich, nicht in Bergſteiger- oder Radfahrerkoſtümen an die table d'hôte ſitzt, iſt Jedermann klar, außer Engländern geringerer Abkunft, die ſich auf dem Kontinent Alles erlauben zu können glauben, und einzelnen ihrer Nachahmer. Ebenſo iſt es natürlich für erwachſene Leute eher unpaſſend, ſelbſt auf Reiſen, in den Städten rothe, hellblaue, ſchneeweiße Filzhüte, oder Jokey-Mützen zu tragen. Auf keinen Fall aber darf man mit ſolchen Kopfbedeckungen Beſuche machen.

[1]) Die bekannte Abhandlung eines jetzt verſtorbenen berühmten Rechtslehrers über die Trinkgelder halten wir für rechtlich und namentlich auch praktiſch ver-

ſelbſt nicht gerade viel. Gegenüber dem Wirth iſt die rechte Höflichkeit, nichts Unnöthiges und Uebertriebenes zu verlangen, ſtets zu bedenken, daß er auch leben und etwas für ſeine Mühe verdienen muß und ihm das wohl zu gönnen. [1])

---

fehlt und der zeitweilige Verſuch, ſie abzuſchaffen, wurde mit gutem Grunde meiſtenorts wieder aufgegeben. Die Gäſte hatten nichts weiter davon gehabt, als erhöhte Zimmerpreiſe, unwilligere Dienſtleiſtungen und ſaure Geſichter beim Abſchied. Es ſollte doch auch einem vernünftigen und fühlenden Menſchen Freude machen, durch einen winzigen Obolus, der bei der allgemeinen Summe der Reiſekoſten gar nicht in's Gewicht fällt, einigen oft ſchwer geplagten Leuten, die ſeinetwegen Ruhe und Geſundheit opfern und auf jede Erholung ſelber verzichten müſſen, einen kurzen Augenblick des Glücks zu bereiten.

[1]) Es iſt daher ſehr unhöflich und ſelbſt ungerecht, wenn ein der Temperenz Angehöriger gar nichts als

Wenn Frauen die Wirthschaften, oder Pensionen leiten, oder an der Geschäftsführung und Bedienung anders als in dienender Stellung betheiligt sind, trifft dies Alles nicht durchwegs zu; sie sind dann als Damen zu behandeln. Eine ruhige Artigkeit, ohne jedoch in erhebliche Aufmerksamkeit überzugehen, gebührt auch dem anständigen weiblichen Dienstpersonal insgesammt.

Daß man in einem öffentlichen Lokal, Speisesaal, Café, Restaurant, Bierwirthschaft u. dgl., bei dem Eintreten den Hut abnimmt, selbst wenn man nicht lange darin verweilen

---

Wasser trinkt; es schickt sich irgend etwas, z. B. Mineralwasser, Milch, Limonade zu trinken, oder wenigstens zu bestellen, weil das zu dem Einkommen des Wirthes rechtmäßig und nothwendig gehört.

will, verſteht ſich bei männlichen, gebildeten Perſonen von ſelbſt. Dagegen iſt unter den Damen in neuerer Zeit die ſchlechte Sitte aufgekommen, bei dem zweiten Frühſtück die Hüte aufzubehalten, mitunter auch ſogar mit Handſchuhen zu eſſen. Anfänglich ging dies von den Engländerinnen aus, welche nachher ſofort ausgehen und ſich nicht die Mühe nehmen wollten, ihre Hüte noch einmal auf ihren Köpfen zu befeſtigen. Die alten Iſraeliten verzehrten allerdings auch ihr Oſterlamm ganz reiſefertig; ſogar mit den Wanderſtäben in den Händen, aber die moderne Damenwelt will doch nicht aus Aegypten ausziehen, ſondern ſie befindet ſich in der Regel ganz wohl darin.

Ebenſo verſteht es ſich für Männer, daß man aufſteht, wenn man in einem ſolchen Lokal

von Jemand, außer dem Wirthspersonal selber, angeredet wird.

Auf Eisenbahnen ist es ein Gebot der Höflichkeit, nicht mehr Raum zu beanspruchen, als nöthig ist, kein übermäßiges Gepäck mit sich zu nehmen, oder gar auf die Sitzplätze zu legen, ältere Personen, Frauen und Kinder zuerst ein- und aussteigen zu lassen, offenbar Fremde, die gerne die Gegend sehen wollen, an die Fenster sitzen zu lassen, die Füße nicht auf die gegenüberstehenden Sitze zu legen, außer in Schlafwagen und Nachts.

Ob man fremde Leute in der Eisenbahn anreden soll, ist zweifelhaft; in der Post, wo man in engster Berührung mit ihnen steht, dagegen nicht. Jedenfalls muß man ihnen gewöhnliche

Höflichkeiten erweiſen, z. B. Fenſter ſchließen, wenn ſie es nicht können, Gepäck herunterreichen, geleſene Zeitungen anbieten, aber nicht Eßwaaren, außer kleinen Kindern.[1])

Eine der ſchwierigeren Fragen iſt die, wie Grobe zu behandeln ſeien, die ſelbſt keine Höflichkeit beobachten. Ein bekanntes Sprich-

[1]) Gegenüber kleinen Kindern und offenbar ſehr armen Leuten darf man, namentlich auf Reiſen, jede gute Gelegenheit ihnen etwas Freundliches zu erzeigen, ohne alles Bedenken ſogleich benutzen und wird es meiſt nicht bereuen; das ſind oft ſogar die beſten Reiſeerinnerungen. Es iſt auch ein ſehr gutes Zeichen für einen Menſchen, wenn kleine Kinder (und Thiere) zu ihm Vertrauen zeigen, denn dieſe leitet ein ganz ſicheres Gefühl. Ueberhaupt bereut man im Leben ſehr ſelten die Freundlichkeit, die man irgend einem Geſchöpf Gottes erwieſen hat, ſehr oft aber das Gegentheil und die verſäumten Gelegenheiten dieſer Art.

wort ſagt darüber: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“ Aber ſeien Sie doch lieber nicht ſelbſt dieſer Keil; er wird ihn ſchon noch finden. Am beſten iſt es, protzigen und rückſichtsloſen Leuten ruhig, aber beſtimmt, jede Ungehörigkeit ablehnend, entgegenzutreten, Hochmüthige zu ignoriren und völlig in ihrer Zurückgezogenheit zu laſſen, kokette, oder auffallend gekleidete Damen gar nicht zu beachten, und alle dieſe Menſchenklaſſen immer gegenüber den beſcheidenen und natürlichen Leuten zurückzuſetzen. Das belehrt ſie am eheſten, wenn ſie noch belehrbar ſind. Namentlich machen Sie ſich eine Lebensregel daraus, einem Reichen, oder anſcheinend Reichen, nicht leicht etwas zu ſchenken und auch wo immer möglich nichts von ihm anzunehmen, wenn

es nicht ſehr unfreundlich und ohne den mindeſten Schein von Ueberlegenheit entgegengebracht wird. Ich weiß wohl, daß man ihnen damit oft Unrecht thut, da ſie nichts für ihren Stand können. Aber ſie haben ſo viele Vortheile davon, daß ſie ſich dieſen kleinen Nachtheil gefallen laſſen müſſen. Dagegen muß von armen Leuten jede, auch die kleinſte Gabe, oder Dienſtleiſtung mit äußerſter Freundlichkeit angenommen und ja nicht ſofort bezahlt werden, außer wenn es offenbar ſo gemeint iſt. Es thut ihnen oft ſehr wohl, wenn ſie auch etwas ſchenken können.

Eine viel ernſtere, vielleicht eine der ſchwierigſten Fragen des menſchlichen Verkehrs überhaupt, in die das Leben führen kann, iſt die,

wie man Denjenigen begegnen ſoll, die einem ſchweres, nach gewöhnlichen Begriffen ſogar unſühnbares Unrecht angethan haben. Daß man eine ſolche Begegnung, ſoweit es thunlich iſt, vermeidet, iſt ſelbſtverſtändlich, ebenſo klar auch, daß es für Leute chriſtlichen Bekenntniſſes kein unſühnbares Unrecht giebt, ſondern mit Reue Alles gut zu machen iſt;[1]) die Schwierigkeit beginnt, wo dieſelbe fehlt. In ſolchen Fällen darf jedenfalls die Höflichkeit nicht über das allernothwendigſte Maß hinausgehen und bei deutſchen Stammesgenoſſen iſt Treuloſigkeit das Unſühnbarſte, was es giebt. Kleineren Mißverſtändniſſen, oder Ungehörigkeiten aber von vornherein nicht

[1]) Der Moral-Codex der feineren Welt, beſonders der militäriſchen, lautet hier allerdings etwas anders

mehr Gewicht beizulegen, als sie wirklich besitzen, das gehört nicht in dieses Kapitel, sondern ist ein philosophischer Grundsatz, der von Anbeginn feststehen muß,[1]) und aus dem sich naturgemäß die völlig unbefangene Höflichkeit bei der Begegnung ergiebt.

Im mündlichen und noch mehr im schriftlichen Verkehr handelt es sich auch noch um gewisse Titulaturen, die mehr oder weniger üblich, jetzt aber vielfach außer Gebrauch gekommen sind, während sie in früheren

[1]) „Wenn es möglich ist so haltet mit allen Menschen Friede“ (Röm. XII, 18). Es ist aber nicht immer möglich, denn „es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Immerhin muß er zum Frieden bereit sein, sofern es kein „fauler Friede“ ist.

Zeiten im Uebermaße vorhanden und oft beinahe unwürdig, oder unverſtändlich waren.[1]) Die ſehr unterthänigen Geſprächs- und Briefformen, wie z. B. „ihr unterthänigſter Diener", „meine Wenigkeit", ſind heutzutage ſämmtlich ungebräuchlich; auch redet man jetzt Jedermann mit „Sie", nicht mehr mit „Er", oder „Du" an und ſagt jedem männlichen Weſen „Herr" und jeder Frauensperſon „Frau", oder „Fräulein". In Deutſchland ſetzt man für höhere Damenkreiſe noch das „gnädige" hinzu;

[1]) z. B. die verſchiedenen „Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren, Edelgeboren," wobei merkwürdiger Weiſe das letzte das geringſtbedeutende war. Das pflegt man jetzt, wenigſtens auf der Außenſeite der Briefe wegzulaſſen, höchſtens bei Geiſtlichen ſetzt man noch das „Wohlehrwürden", oder „Hochwürden", je nach der kirchlichen Rangſtufe, auf dieſelben.

in Frankreich iſt dagegen die ganz allgemeine Titulatur, faſt bis zu den höchſten Stellen hinauf, « Monsieur » und « Madame ». Darin muß man ſich im Ganzen nach den Landesſitten richten; man kann nicht ſelbſt eine Sitte für ſich machen und beanſpruchen. Wichtiger iſt, daß man z. B. auf keine halben Briefbogen, oder gar nur auf ſolche wechſelförmige Querabſchnitte, wie ſie jetzt manche Geſchäftsleute, Advokaten, Notare gebrauchen, ſchreibt, ebenſo nicht auf Korreſpondenzkarten, wenn es nicht nur die alleroberflächlichſten Dinge betrifft, und daß man alle Korreſpondenzen ſorgfältig genug frankirt. Das Allerunhöflichſte iſt recht dickes Briefpapier zu nehmen, das über die zuläſſige Schwere hinausgeht, und dann nicht doppelt zu frankiren.

Damit erreicht der Abſender das Gegentheil von Hochachtung bei dem Empfänger. Ebenſo darf man nicht aus Gewohnheit, oder Bequemlichkeit Privatbriefe von hinten nach vorne ſchreiben — wie es bei Kaufleuten nicht ſelten vorkommt — oder Privatbriefe in ein Kopierbuch abdrucken, oder mit der Maſchine ſchreiben. Das iſt alles zu geſchäftsmäßig.

Höflichkeit gegen die oſtenſiblen Vertreter jedes Religionsbekenntniſſes, auch eines ſolchen, dem man nicht ſelbſt angehört, alſo z. B. von Proteſtanten gegen katholiſche Prieſter und Ordensperſonen, iſt «de rigueur». Doch muß man nie abſichtlich einen Zweifel beſtehen laſſen, welcher Konfeſſion man iſt. Religionsloſigkeit, oder Unglauben ſtark zu zeigen

iſt immer geſchmacklos; ebenſowenig aber darf man mit ſeiner religiöſen Ueberzeugung gewiſſermaßen prahlen, indem man ſie ohne jede Veranlaſſung beſtändig zur Schau trägt und Anderen damit läſtig fällt. [1])

Unhöflich in hohem Grade iſt das zu eifrige Ausnützen der Menſchen für gute Zwecke, oder um ſich Dritten angenehm zu machen. Es iſt dies namentlich oft eine Eigenſchaft ſehr edeldenkender Frauen, die Niemand kennen lernen können, ohne ihn alsbald für irgend einen Zweck, oder einen Menſchen,

---

[1]) Dies bezieht ſich jedoch nicht auf feſtſtehende Gebräuche, z. B. das ſich Bekreuzen der Katholiken, das ſie nicht zu unterlaſſen brauchen, wenn ſie ſich in anderer Geſellſchaft befinden.

der ihnen am Herzen liegt, einzuſpannen. Sie zerſtören damit das beginnende Verhältniß der Freundſchaft in ſeinen erſten Anfängen und gleichen, bei viel edleren Motiven zwar, doch jenen Studioſen, die ſofort, nachdem die Brüderſchaft getrunken iſt, die neue Aera mit einem Darlehensgeſuche eröffnen.

Schmeicheln iſt immer unhöflich, denn man zeigt damit, daß man die Anderen für dumm, oder eitel hält. Aber ebenſo unartig iſt es, nie etwas Freundliches, oder Anerkennendes zu ſagen, aus Furcht, daß dies den Belobten etwa verderben könnte. Es iſt dies übrigens auch meiſtens nur ein Vorwand um eine geheime Mißgunſt vor ſich ſelber zu verbergen.

Sie werden vielleicht noch fragen, wie man das Alles erfahren und lernen ſolle und welche Hülfsmittel es dafür gebe. Bücher giebt es darüber einzelne, aber faſt alle, wenigſtens die ich kenne, ſind etwas veraltet, oder nicht auf alle Verhältniſſe anwendbar, oder endlich nicht für alle Stände und alle Länder berechnet. Es iſt z. B. etwas ganz Anderes, ob man ſolche Vorſchriften für den diplomatiſchen Dienſt, oder gar für das Ceremoniell an Höfen haben[1]) und konſultiren will, oder für den gewöhnlichen Verkehr. Goethe ſagt bekanntlich in ſeinem Taſſo, wenn man erfahren wolle, was

[1]) Solche Ceremonialbücher giebt es auf allen Staatskanzleien und ebenſo an den Höfen. Für die gewöhnliche gute Lebensart iſt eines der beſſeren Bücher das der Gräfin Bassanville, Paris 1868.

ſich ziemt, ſo ſolle man bei edeln Frauen anfragen; dazu iſt man aber auch nicht jeden Augenblick in der Lage und dieſe Quelle ſelbſt iſt mitunter zweifelhaft geworden, ſeitdem die edeln Frauen auf Rädern durch die Straßen der Städte fahren, was, nach unſerer Meinung wenigſtens, kein ſehr feines Anſtandsgefühl bekundet.[1]) Am belehrendſten iſt aber allerdings der Umgang mit feinen Menſchen, das ſorgfältige Vermeiden von unfeiner Geſellſchaft, in der ſich der eigene Geſchmack verſchlechtert, gute Lektüre, und eigenes Nachdenken.

[1]) Außerhalb der Städte laſſen wir uns das Radfahren auch der Damen gefallen, obwohl es niemals ſchön ausſieht. In den Städten aber müſſen ſie ihr Stahlroß am Zügel führen. Auf den Straßen der Städte zu rauchen iſt, um dies beiläufig zu ſagen, ebenfalls nicht ganz fein, ebenſowenig als z. B. eſſen auf der Straße bei erwachſenen Leuten paſſend erſcheint.

Ein gutes, ſtets bei der Hand befindliches Hülfsmittel giebt es immer: Man muß ſich in die Lage der Anderen verſetzen und thun, was man dann ſelbſt gern hätte. Hier kommt — am Ende wie am Anfang unſeres Themas — die Höflichkeit und die Moral wieder auf dem ganz gleichen Boden zuſammen, mit dem Sprichwort: „Was Du nicht willſt, das man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu."

Laſſen Sie ſich daher zum Schluſſe noch dies Allgemeinere ſagen, was der ganzen Frage eigentlich zu Grunde liegt: Die völlige Ueberwindung des natürlichen Egoismus iſt die größte menſchliche Leiſtung, die, wenn ſie gelingt, auch die größte Macht über Andere gewährt; das, was wir ganz eigentlich in der „Schule des

Lebens" lernen ſollen, und was die Einen mehr, die Anderen weniger zu Stande bringen. Ohne daß wir es ſchließlich bis zu einem gewiſſen Grade fertig bringen, iſt das Leben, bei allen ſonſtigen Erfolgen, ein verlorenes geweſen, und auch die künftige Exiſtenz, auf die wir hoffen, würde uns nicht viel helfen mit Egoismus verbunden. Denn mit demſelben könnte man nicht glücklich leben, wenn einmal alle Gedanken der Menſchen völlig offenbar für Jedermann ſind, während ſie auf Erden noch verſchleiert werden können und nur in Worten, oder Thaten ihren Ausdruck finden.

Die Aufgabe des Menſchenlebens iſt es, aus einem natürlichen Daſein, mit dem wir es beginnen, in ein ſittlich geordnetes auszuwachſen

und die Triebfeder des Egoismus, der allerdings die Kraftquelle des natürlichen Daſeins iſt, durch eine beſſere zu erſetzen. Wer Ihnen daher heute von einem „geſunden“ Egoismus ſpricht, der nothwendig ſei, um durch die Welt zu kommen, der räth Ihnen unrichtig. „Natürlich“ iſt der Egoismus allerdings, und wenn man überhaupt nur ein natürliches Leben, ohne ein anderes Motiv, als es möglichſt zu genießen, und ohne Hoffnung auf ein Weiterleben kennt, ſo iſt er wirklich die vorherrſchende Grundſtimmung, die aber weder Sie ſelbſt, noch Andere wahrhaft glücklich macht und die Sie doch vor Anderen, welche Sie lieben und von denen Sie geliebt ſein wollen, verbergen müſſen. Denn kein Menſch, der nur einigermaßen vernünftig iſt, liebt einen ausgeſprochenen Egoiſten, und

möchte ſtets mit ihm leben. Dieſe Theorie ſteht alſo in einem vollkommenen Widerſpruche mit ſich ſelber. Aber auch das glauben Sie nicht, daß man ein ganzes Leben lang im tiefſten Grunde egoiſtiſch bleiben und dann durch eine plötzliche Umwandlung wunderbarer Art, welche durch den Tod eintreten ſoll, ein völlig Anderer werden könne. Das iſt ein gewaltiger Irrthum, mit dem auch manche Chriſten unſerer Tage ihr Gewiſſen einſchläfern und aus dem ſie wahrſcheinlich mit Enttäuſchung erwachen werden. Der Tod kann nichts ſchaffen, er zerſtört nur; wir ſetzen das geiſtige Leben ſo fort, wie wir es hier verlaſſen, gerade wie Jemand, der in der Schule in eine höhere Klaſſe kommt, dadurch nicht ein ganz verſchiedener Menſch wird. Er kann aber in die obere Klaſſe nicht

kommen[1]), oder er würde ſich in derſelben nicht an ſeinem Platze fühlen, wenn er nicht prinzipiell hier ſchon mit dem natürlichen Egoismus gebrochen hat und nur noch mit ſeinen Ausläufern und Angewohnheiten kämpft.

Davon werden wir zwar auch erlöst, größtentheils durch höhere Hülfe, immer mehr, und zuletzt vollſtändig; aber den Entſchluß gegen den Egoismus zu ſein, müſſen wir an einem großen Tage unſeres Lebens doch ſelber faſſen, und je früher Sie ihn faſſen, deſto erfolgreicher wird daſſelbe ſein.

---

[1]) Denn an einen Himmel, der mit Egoiſten beſetzt iſt, glaubt Niemand, auch die größten Egoiſten ſelber nicht.

III.

Beſondere Regeln.

Dieſelben ſind, wie ſchon geſagt, nach Ländern verſchieden, auch jetzt vielfach anders, als ſie noch vor 30 und 40 Jahren waren, ja ſogar noch immer einigermaßen ungleich nach geſellſchaftlichen Kreiſen. Wir gedenken jedoch hier nicht von irgendwelchen Dingen zu ſprechen, die nicht zu dem gewöhnlichen Anſtand gebildeter Menſchen gehören, alſo um ein engliſches Wort zu gebrauchen, das den Sinn der Unter-

ſcheidung vielleicht am beſten wiedergiebt, nur von dem was «gentlemanlike», nicht was «fashionable» iſt. Das letztere enthält eine ganz unbeſtimmbare Summe von zum Theil guten, zum Theil ſchlechten Grundſätzen, die überhaupt nur auf ein nach unſeren Anſchauungen verkehrtes Leben, nämlich das von Müßiggängern und Genußmenſchen, ganz anwendbar ſind. Für dieſe wollen wir überhaupt nicht ſchreiben, ſondern theilen materiell die etwas zu kräftig ausgedrückte Anſicht eines uns unbekannten Poeten:

«Learn thou this most infallible of rules,
The taste of «fashion» is the law of fools.»

Die Tendenz der Zeit geht auch hier nach Vereinfachung und Natürlichkeit, und man

hat mitunter jetzt ſogar Grund zur Beſorgniß, dieſelbe könnte in einzelnen Punkten zu weit gehen, namentlich in der Korreſpondenz in eine Art von Rückſichtsloſigkeit, oder in bloß geſchäftsmäßiges Schreiben, und im Verhältniß von Ueber- und Untergeordneten in ein „Befehlsverfahren" ausarten.[1]) Das Weſentlichſte,

[1]) Es giebt jetzt in der That bereits manche Leute, die nur noch ſchreiben, wenn ſie etwas haben wollen und bei der Korreſpondenz überhaupt ſtets nur an ſich, nicht an die Anderen denken. Damit iſt, wie ſchon auseinandergeſetzt wurde, wahre Höflichkeit, auch des Briefſtyls, unvereinbar und die Klage berechtigt, daß es keine intereſſanten Briefwechſel, wie etwa der bekannte der Frau von Sévigné, oder derjenige Humboldt's mit Charlotte Diede, mehr gebe. Das liegt in dem materialiſtiſchen Zuge der Zeit, der auch den Frauen, die die eigentlich guten Briefſchreiberinnen ſind, ſein «matter of fact» Gepräge aufgedrückt hat. Im Verhältniſſe von Ueber- und Untergeordneten geht die auch bei uns mitunter beſtehende Anordnung, die

was im gewöhnlichen Verkehr der gebildeten Klaſſen, ohne beſondere Standesverhältniſſe, in Frage kommen kann, ſcheint uns Folgendes zu ſein: [1])

Beſuche. Was für Beſuche zu machen ſind und welche Karten man abzuſenden hat, richtet ſich nach den Landesſitten und namentlich nach der bürgerlichen, oder militäriſchen Stellung des Beſuchenden. Ein Beſuch, oder die Sendung einer Karte, wird allgemein als noth-

---

höflichen Anreden und Schlußformeln der Briefe ganz wegzulaſſen, zu weit. Damit befördert man einen gewiſſen Grobianismus, der das Leben unangenehm macht.

[1]) Auch hier iſt eine ſehr ſtarke Ergänzung denkbar, die jeder Leſer ſich ſelbſt machen muß, und ſind einzelne Fragen noch der Diskuſſion fähig.

wendig erachtet, wenn man eine Familienanzeige (über Todesfall, Verlobung, Heirat, Geburt) erhalten hat. Es iſt nicht nothwendig, auf eine ſolche Karte etwas zu ſchreiben, wenn man nicht näher bekannt iſt, auch nicht einmal immer den Zweck der Karte durch Buchſtaben (p. f., p. c., p. p. c.) anzudeuten, wenn er ſonſt klar genug iſt. Einen Beſuch machen nur nähere Bekannte.

Auch eine förmliche Einladung zu einer Geſellſchaft, einem Diner, oder Ball iſt mit einer Karte zu erwiedern, wenn man annimmt; ſonſt mit einer höflichen Abſage. Wenn man von Jemand eingeladen wird, den man noch gar nicht kennt, ſo muß man vor dem betreffenden Tage noch einen Beſuch machen, damit man nicht unbekannt zu der Einladung erſcheint.

Ebenſo gilt es in der etwas feineren Welt als höflich, innert höchſtens 14 Tagen nach einer ſolchen Feſtlichkeit, einen Beſuch zu machen, wenn man die Verbindung fortſetzen will. Iſt dies nicht der Fall, ſo genügt die Sendung einer Karte innert acht Tagen. In der feineren Geſellſchaft ſchickt man auch noch Karten bei irgend einem ſonſtigen glücklichen oder unglücklichen Ereigniß im Leben von Bekannten, z. B. Ernennungen, Avancement, Ordensempfang, Rettung aus einer Gefahr, Unglücksfall, etc.; die franzöſiſchen Regeln darüber nennen auch noch « une belle action, un bon discours, quelque autre chose, qui mette en évidence. »

Die Viſitenkarten ſelbſt ſind am feinſten, wenn ſie einfach ſind; goldgeränderte

z. B. zeugen von sehr schlechtem Geschmack.[1]) Eine Dame darf die Angabe ihrer Wohnung nicht darauf setzen lassen, wenn sie nicht für eine Geschäftsfrau gehalten werden will. Es gilt für höflicher die Karten selbst abzugeben, als sie durch die Post zu schicken; in Frankreich geschieht das Letztere nur mit den Neujahrs-Gratulationskarten, welche bei uns glücklicherweise etwas in Abgang gekommen sind. Karten, die man selbst abgiebt und die einen Besuch repräsentiren sollen, nicht bloß einen Dank, eine Begrüßung ꝛc., müssen in einer Ecke, oder auf der rechten Seite schmal, eingebogen

[1]) Auch die Krone darauf ist zu viel und bei ganz unzweifelhaftem Adel überflüssig. Ebenso ist sehr großes Format, außer für hohe Staatsbeamte, nicht passend.

werden und man giebt sie auch nur in den Stunden, oder Tagen ab, an denen man einen Besuch machen könnte.

Es ist nicht Sitte, daß eine Dame einem unverheirateten Manne Karten schickt.

In Trauerzeiten müssen die Karten schwarz gerändert sein.

Bei Besuchen ist ein einfacher, feiner Anzug, jedenfalls aber kein Ball- oder Gesellschaftsanzug, das Beste. Gute Handschuhe gehören dazu, die man nicht etwa ausziehen darf im Zimmer.[1]) Hat der Besuch einen mehr

[1]) Ganz helle Handschuhe gehören nur zu einem Ball- oder Gesellschaftsanzug. Auch sehr stark gelbe, rothe, hellblaue sehen nicht fein aus. Bei Damen müssen die Handschuhe nicht mit dem Kleid in einem schreienden Farbenwiderspruch sich befinden. Man darf Handschuhe in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen

ceremoniellen, als freundſchaftlichen Charakter, ſo darf er nicht länger als eine Viertelſtunde dauern. Die Beſuchszeiten ſind nach Ländern verſchieden, als allgemeine Regel kann gelten: kurz vor der in dem Lande üblichen Hauptmahlzeit. Hat der Beſuchte offenbar zu thun, oder iſt er im Begriff auszugehen, oder iſt der Beſuch ein Kondolenzbeſuch, ſo iſt ein äußerſt kurzer Aufenthalt am Platze. Es gilt in feineren Kreiſen für ſchicklich den Ueberrock

---

waſchen laſſen und ſo tragen, nicht aber bloße Abreibungen mit Gummi, oder ſonſtige, in Bezug auf Sauberkeit oder Geruch zweifelhafte Prozeduren mit ihnen vornehmen.

In Trauerzeiten trägt man auch bei Beſuchen die landesübliche Trauerkleidung, vermeidet jedoch größere Geſelligkeit und öffentliche Vergnügungen überhaupt Schmuckſachen, ſelbſt glänzende Uhrketten, werden nicht getragen.

im Vorzimmer zu laſſen, dagegen den Hut mitzunehmen, Offiziere ſchnallen bei Beſuchen den Säbel nicht im Vorzimmer ab und ſelbſt bei Einladungen erſt, nachdem ſie ſich präſentirt haben.

Sind mehrere Perſonen in einem Zimmer, ſo begrüßt man zuerſt die Hausfrau, dann erſt andere Bekannte; kommt neuer Beſuch, ſo ſtehen Herren auf, Damen nicht. Die Dame des Hauſes darf keinen Beſucher, der Abſchied nimmt, weiter als bis an die Thüre begleiten, falls noch andere Perſonen im Zimmer zurückbleiben.

Eine kranke Perſon darf man nicht zu ſehen verlangen, wenn man dazu nicht bei dem Be-

ſuch, den man ihr machen wollte, von den Angehörigen eingeladen wird.[1])

Es zeugt von geringem Geſchmack, viel Umſtände über den Vortritt bei dem gemeinſchaftlichen Ein- und Austreten Mehrerer aus einem Zimmer zu machen. Im Allgemeinen gehen Damen voran, nach Altersordnung; bei den Herren entſcheidet der offenbare Rang, oder in Ermangelung eines ſolchen ebenfalls das Alter über den Vortritt.

Verſchiedene gleichzeitige Beſucher müſſen von dem Beſuchten einander vorgeſtellt werden;

---

[1]) Selbſtverſtändlich darf man nicht von den Dienſtboten erzwingen, zugelaſſen zu werden, wenn die Frau, oder der Herr des Hauſes vorübergehend das Bett hüten, ſo daß man ſich vor ſolchen Beſuchern zuletzt nur mit dem Thürriegel ſchützen könnte.

es ist nichts unangenehmer, als mit Jemand sprechen zu sollen, den man gar nicht kennt. Es wird dabei immer der geringere Theil dem höherstehenden vorgestellt, nicht etwa umgekehrt. Der Besuchte muß es auch vermeiden, Separatgespräche mit den einzelnen Besuchern abzuhalten, sondern das Gespräch allgemein zu gestalten wissen.[1]) In Bezug auf die Gegenstände desselben gilt es in der feinen Welt für nicht schicklich, von sich, von Politik und von Religion zu sprechen. Man erreicht damit

[1]) Es ist daher auch unhöflich, wenn der Besuchte es gestattet, daß einzelne Besucher in einer Sprache reden, die andere gleichzeitig Anwesende nicht verstehen.

Von dem völligen Durcheinander von Franzöſisch und Schweizerdialekt, wie man es etwa bei uns zuweilen zu hören bekommt, wollen wir lieber gar nicht sprechen. Das ist nicht bloß ein Mangel an Höflichkeit, sondern auch an Bildung und Geschmack.

freilich manchmal nur, daß nichts Interessantes überhaupt zur Sprache gelangt.

Das Allerunfeinste, was es giebt, ist es, wie schon erwähnt, einen abgehenden Besucher sofort zum Gesprächsgegenstand der Zurückbleibenden zu machen.

Bei sehr fein gebildeten Leuten aller Nationalitäten beobachtet man stets folgendes gemeinsame Merkmal: Sie sprechen nur wenig von sich selber, und zwar weder im guten, noch im schlechten Sinne. Das Letztere ist beinahe ebenso unhöflich, weil es zu protestirenden Komplimenten nöthigt und daher, statt bescheiden, nur unbescheiden ist. Hingegen zeigen sie ein lebhaftes Interesse an den Freuden und besonders auch an den Leiden, Sorgen und Prüfungen Anderer, wobei man oft nicht ahnt,

wie viel Schweres ſie ſelbſt ſtillſchweigend tragen. Von ſolchen Menſchen ſollten beſonders die vielen egoiſtiſchen jungen Frauen lernen, die unerſchöpflich von ihrem Eheglück, ihren Kindern, dem Komfort ihres Hauſes reden und zwar im Beiſein von Unglücklichen, Wittwen, oder ärmeren Frauen, wobei ſie dieſelben zu einem bitteren Vergleiche mit ihrem eigenen Leben veranlaſſen. Da fehlt eben, was die Franzoſen «la politesse du cœur» nennen, ein bezeichnendes Wort, das ſich annähernd mit unſerem deutſchen Begriffe Takt deckt, aber vielſagender iſt und auch mehr als Höflichkeit. Dieſe Gabe iſt einzelnen Menſchen angeboren, anderen nicht, und erlernt ſich überhaupt nur ſchwer. Unſchätzbar im geſelligen Verkehr, läßt ſie ſogar das Fehlen

anderer geiſtiger Vorzüge vergeſſen und macht die ſchwierigſten Lebenslagen und unangenehmſten Situationen erträglich, während umgekehrt Mangel an Takt trotz Geiſt und Talenten die beſten Lebensſtellungen verderben kann.

Bei Diners muß die Hausfrau ſelbſt den angeſehenſten, oder älteſten Gaſt einladen ſie zu Tiſch zu führen, oder der Hausherr ihn dazu auffordern es zu thun. Der Hausherr ſelbſt nimmt die angeſehenſte Dame und geht zuerſt mit derſelben aus dem Zimmer. Nach einigen Landesſitten kommt die Hausfrau mit ihrem Begleiter zuletzt, und in umgekehrter Ordnung, wenn man aus dem Eßzimmer in den Salon zurückkehrt.

Die Plätze bei Tiſch weist die Hausfrau jedem Gaſte an, wenn ſie nicht (was jedoch nur bei größeren Geſellſchaften geſchieht) durch Karten bezeichnet ſind. Der Hausherr und die Hausfrau ſitzen ſich gewöhnlich gegenüber, die Hauptplätze ſind rechts von dieſen Beiden, ſodann links; im Uebrigen iſt es eine große Kunſt die Leute ſo zu plaziren, daß ſie ſich in ihrer nächſten Umgebung behaglich fühlen.

Man darf keinen Unterſchied zwiſchen zwei Damen machen, zwiſchen denen man ſitzt, ſondern muß beide gleichmäßig behandeln und unterhalten. Erzieherinnen (nicht Bonnen) ſind genau wie die Damen des Hauſes zu behandeln; man darf ſie niemals ihre abhängige Stellung fühlen laſſen. „Stützen der Hausfrau"

ſind heutzutage ein ſchwer einzuordnendes Mittelding zwiſchen Repräſentantin und Haushälterin. Die Letztere zählt nicht in der Geſellſchaft, ſteht aber doch über den Dienſtboten. Man ſpricht mit ihr, begrüßt ſie, wenn ſie ſich zeigt, höflich, gibt ihr aber auf keinen Fall irgend ein Geſchenk. Dienſtboten grüßt man kurz, ohne weitere Anſprache, oder Unterhaltung, wenn man nicht zur Familie gehört, oder ſehr gut bekannt iſt.

Unartige, zudringliche, oder geräuſchvolle Kinder zu einer Geſellſchaft zuzulaſſen iſt eine Unhöflichkeit gegen die Beſucher, denen ſie läſtig fallen. Doch ſchickt es ſich für junge Leute nicht daran zu ſichtbaren Anſtoß zu nehmen, ſondern ſie ſollen ſich nur für ihre eigene künf-

tige Haushaltung daraus eine nützliche Lehre ziehen.

Es gilt für sehr unschicklich, wenn die Gastgeber ihre Speisen und Getränke loben, oder entschuldigen, oder stark „nöthigen", oder die bedienenden Dienstboten auffällig kommandiren, oder gar zurechtweisen. Sie müssen sie mit den Augen und ganz unmerklich leiten; es ist für die Gäste nichts Peinlicheres, als zu bemerken, wie die Hausfrau beständig auf Kohlen sitzt und ängstlich auf Alles achtet, was vorgeht. [1])

[1]) Von einem Menschenkenner wird die Anekdote erzählt, daß er, wenn er den Geist eines Hauses und besonders die Dame des Hauses kennen lernen wollte, etwas Rothwein absichtlich verschüttet, und wenn das keinen Effekt hervorrief, als höchste Prüfung mit der Gabel in die Serviette gestochen habe. Die letztere Probe

Auch wenn die Herren, wie es jetzt recht ſchlechter Gebrauch geworden iſt, im Eßzimmer zuückbleiben wollen, um zu rauchen, und weiter zu trinken, ſo müſſen ſie zuerſt ihre Damen in den Salon zurückführen. Das Führen geſchieht, jetzt mehr als früher, auch mit dem linken Arm, nur Offiziere geben ſtets den rechten.

Daß man mit der Gabel in der linken Hand ißt und nicht mit dem Meſſer, nicht großes Geklapper mit dieſen Werkzeugen macht, nichts noch einmal verlangt, wenn es nicht angeboten wird, nicht haſtig, oder gierig ißt, nie etwas tadelt, oder gar anriecht, [1]) ver-

habe ſelten eine Hausfrau mit der nöthigen Gemüthsruhe und ſcheinbaren Unaufmerkſamkeit beſtanden.

[1]) Wir würden das Letztere nicht anführen, wenn wir es nicht ſelbſt von Seiten einer der gebildeten Klaſſe angehörigen Dame geſehen hätten.

ſteht ſich ſo ziemlich von ſelber; dagegen iſt es ein willkürlicher, aber auch ziemlich feſtſtehender Gebrauch, daß man das Brod brechen, nicht ſchneiden, ausgeſchöpfte Eierſchalen zerdrücken, Früchte zuerſt zertheilen und dann von oben nach unten, nicht rund herum, ſchälen ſoll. Sehr ungebildet iſt es Trauben zuerſt in einem Glas Waſſer abzuſpülen, oder gar Gabeln und Meſſer, oder Teller zuerſt mit der Serviette abzuputzen; das Letztere thun nur Leute, die früher ſelbſt „ſervirt", und von daher die Gewohnheit beibehalten haben. Nüſſe darf man nicht mit dem Meſſer öffnen wollen. Eine Dame darf einem Herrn, den ſie nicht ſehr gut kennt, nicht Früchte ſchälen, ebenſowenig zutrinken, oder Zigarren anzünden. Die Serviette legt man bei dem Aufſtehen neben den

Teller, nicht auf den Stuhl, ohne sie zuzusammenzufalten. [1])

Gesundheiten werden am besten still getrunken, durch Erheben des Glases; dann aber immer zuerst gegenüber der Hausfrau. Gesprochen muß sehr kurz werden, nichts ist störender als viele und lange Toaste; und auf keinen Fall darf man bemerken, daß sie vorbereitet sind. Sie müssen stets Erzeugnisse des Moments wenigstens scheinen und einen einzigen, aber guten, die Stimmung be-

[1]) Alle diese letztgenannten Anstandsregeln gelten (die allerletzte für Pensionen ausgenommen) auch für eine Gasthofs- oder Pensionstafel. Man muß sich auch an einer solchen als in Gesellschaft befindlich betrachten. Es ist daher z. B. auch sehr unschicklich, während des Essens, wenn man sich nicht an einem abgesonderten Tisch befindet, in den Pausen Zeitungen zu lesen.

lebenden und nicht allzu ernſten Gedanken enthalten.

In der großen Welt iſt es üblich, nach einem Diner einen Beſuch zu machen, und innert Monatsfriſt die Einladung zu erwiedern; unverheiratete Damen, Wittwen, die kein Haus machen, und Junggeſellen ſind von der letzteren Pflicht befreit.

Bei formellen Einladungen, beſonders zum Eſſen, muß man ganz pünktlich erſcheinen, es iſt ſehr unhöflich eine ganze Geſellſchaft auf ſich warten zu laſſen.

Zu Bällen werden Geiſtliche niemals eingeladen.[1]) Die Hausfrau darf nicht tanzen,

[1]) Bloß die päbſtlichen Nuntien, bei denen der diplomatiſche Charakter den geiſtlichen überwiegt, wer-

wenn andere Damen keine Tänzer haben, ſondern muß ihnen zuerſt ſolche verſchaffen. Eine Dame, die Ermüdung vorſchützt, um eine Aufforderung zum Tanz abzulehnen, darf ſpäter nicht wieder tanzen. Bei einem ſolchen Abſchlag darf man nicht ſofort die nächſtſitzende Dame auffordern. Man faßt die Dame erſt im Moment des Tanzens an und läßt ſie ſofort los, wenn der Tanz aufhört. Ein ſchlechter Tänzer darf nur mit ihm näher bekannten Damen tanzen. Dagegen ſind junge Männer, die auf einen Ball gehen und dann nicht tanzen wollen, wie eine franzöſiſche Schriftſtellerin mit Recht ſagt « des sots, ou des impertinents. »

---

den zu Hofbällen auch eingeladen und erſcheinen, wenigſtens auf kurze Zeit.

Man darf nicht die Handſchuhe ausziehen um ſich der Erfriſchungen zu bedienen, die herumgereicht werden.

Wenn muſizirt wird, iſt es unſchicklich, (weil viel zu vertraulich) einer Dame, deren Muſiklehrer man nicht etwa iſt, ohne ihre Aufforderung die Blätter umzuwenden, oder während der Muſik zu ſprechen, oder in das Zimmer einzutreten, oder irgend ein Geräuſch zu machen. Selber muſiziren muß man aber in Geſellſchaften aus dem gleichen Grunde nur, wenn es für die Zuhörer wirklich einen Genuß bietet. Es iſt nichts unangenehmer, als wenn in einer ganzen Geſellſchaft die Unterhaltung jeden Augenblick wegen eines geringen Geklimpers, oder eines zu wenig ausgebildeten Geſanges unterbrochen werden muß.

Vom Spiel ſprechen wir nicht, da wir dasſelbe überhaupt perhorresziren. Es iſt im Uebrigen bekannt, daß nach dem Moralcodex der feinen Welt Spielſchulden die einzigen ſind, die unfehlbar innert 24 Stunden bezahlt werden müſſen. Lotteriebillete, die in einer Geſellſchaft angeboten werden, gleichviel ob geſchenkt oder gegen Bezahlung, muß man annehmen, den Gewinn aber einer Dame, am beſten der Tochter des Hauſes, anbieten. Die Gaſtgeber ſelbſt dürfen nie Gewinne, die ihnen zufallen, behalten, ſondern müſſen ſie ſofort in die Lotterie zurückſtellen.

Rauchen in Gegenwart von Damen iſt immer unſchicklich, wenn ſie es nicht ſelbſt thun, was leider heute mitunter der Fall,

oder in manchen ſüdlichen Ländern ziemlich allgemein üblich iſt. Auch auf die Aufforderung zum „Anzünden" ſoll man, außer in dieſen Fällen, nicht eingehen.

Hat man irgend einen Grund ſich im Uebrigen den allgemeinen Sitten nicht anzuſchließen, z. B. wenn ein Katholik an einem Faſttage zum Eſſen eingeladen wird, oder wenn Jemand, was ſchon berührt wurde, nicht tanzt und zu einem Balle, oder einer Tanzgeſellſchaft gebeten wird, oder wenn man aus Geſundheitsgründen nur ſehr wenig eſſen darf, oder aus irgend welchen Motiven geiſtige Getränke vermeidet, ſo muß man entweder ſolche Einladungen in guter Manier ablehnen ohne den Grund anzuführen, aber deſſenungeachtet

nachher den Beſuch machen, den man bei Annahme der Einladung gemacht haben würde. Oder man muß dieſes ſich Ausſchließen von der allgemeinen Haltung der übrigen Gäſte ſo unauffällig als möglich geſtalten, z. B. ſich etwas Wein einſchenken laſſen, bei Toaſten mitanſtoßen, und jedenfalls vermeiden, als Sonderling und ungeſelliger, oder ſich ſelbſt für vorzüglicher als Andere haltender Menſch zu erſcheinen. Wer das nicht verſteht, muß den Geſelligkeitstrieb ſeinen diesfälligen Grundſätzen zum Opfer bringen.

Wenn Jemand, der zufällig zu irgend einer Eſſenszeit einen Beſuch macht, eingeladen wird, „ohne Umſtände" theilzunehmen, ſo iſt es nicht ſchicklich ohne Grund abzulehnen, falls die Einladung als eine ernſtliche erſcheint,

ebenſowenig aber von Seite des Einladenden dann dennoch irgend welche auffallende Vorbereitungen, oder Aenderungen an dem Menu zu machen. Auf „einen Löffel Suppe," oder „eine Taſſe Thee," oder „ganz unter uns" einzuladen und dann ein Diner, oder ſeine große Abendgeſellſchaft zu veranſtalten, iſt, zum mindeſten geſagt, veraltet. Man muß vielmehr bei der Einladung deutlich machen, was gemeint iſt, damit ſich der Eingeladene darnach richten kann.[1])

Jedenfalls muß man ſtets den Anſchein

[1]) In mehr familiären, kleineren Geſellſchaften herrſcht mitunter noch die Sitte des Vorlegens und gutherzige, oder von ihrer Kochkunſt ſehr überzeugte Hausfrauen muthen dem Gaſte zuweilen Uebermenſchliches zu. Da muß man gute Miene zum böſen Spiele machen und „auseſſen was eingebrockt iſt."

vermeiden, daß man ſeine geſellſchaftlichen Verpflichtungen möglichſt auf Einmal „abthun", oder „mehrere Fliegen mit Einer Klappe ſchlagen" wolle.

Nach Beendigung einer Geſellſchaft, auch bloß vor ſeinen Dienſtboten, oder Kindern, einen Seufzer der Erleichterung auszuſtoßen, verräth eine unfeine und egoiſtiſche Geſinnung, womit man auch dieſe Zuhörer verdirbt, indem ſie ſehen, wie falſch man in der ſogenannten beſſeren Geſellſchaft iſt, und ſich daran ein Beiſpiel nehmen.

Eine ſehr zweifelhafte und ungeregelte Sache ſind die Trinkgelder an Dienſtleute der Privathäuſer. Bei einfachen Beſuchen ſind ſolche nicht üblich, auch wenn das Dienſtper-

üblichen Anrede,[1]) nicht bloß mit Ja und Nein antwortet. Die Hauptregel iſt, ſolche Perſonen, die noch ſchwieriger zu behandeln ſind, als andere, nicht zu ermüden, und ihnen in keiner Weiſe läſtig zu fallen. Wenn man aber lieber, als ſo viele, etwas eigenthümliche und ungewohnte Dinge im Kopfe zu behalten, ſich ihnen gar nicht nähert, ſo iſt das ſehr klug und weiſe gehandelt, inſofern man es nicht nöthig hat.[2])

---

[1]) Alſo nicht mit „Sie", ſondern „Eure Majeſtät haben gewünſcht" . . . „Ja, Durchlaucht," etc. In franzöſiſcher Sprache ſagt man auch zu der allerhöchſten Dame «Madame», zu einem Fürſten von königlichem, oder kaiſerlichem Range jedoch „Sire", zu Prinzen und hohen Geiſtlichen «Monseigneur», nicht «Monsieur».

[2]) Pſalm CXLVI, 3; CXVIII, 9. Sie halten ſich eben doch immer für etwas ganz Anderes und ſpielen mit den Menſchen; es iſt ihnen nie ganz zu trauen.

Auf der Straße kann man nicht mit einer Dame am Arm gehen und in der anderen Hand einen Stock führen. [1]) Geht man

---

Schön ist das zwar nicht und an Christus, der der vornehmste Herr von allen und unser eigentliches Vorbild ist, nicht zu bemerken. Man muß sich daher vorkommenden Falles auch nicht imponiren lassen, sondern nur stets die schuldige Höflichkeit bewahren. Bei vornehmen Herren nicht höchsten Grades gilt jetzt oft ein gewisses lässig müdes Wesen als «chic», ist aber entweder ein Zeichen einer früh verbrauchten Jugendkraft, oder, wenn es bloß affektirt ist, eine wahre Abgeschmacktheit. Das soll man nicht nachahmen. Einem jungen Manne steht gegentheils eine gewisse Frische und Gesundheit wohl an, nicht ein mattes, blasirtes Wesen, das wie ein wurmstichiger Apfel aussieht. Dagegen macht ein wildes Fräulein selten einen ganz günstigen Eindruck, denn meistens ist dabei der deutliche Wunsch nach Zähmung ersichtlich.

[1]) Junge Leute thun überhaupt besser keinen Stock zu tragen; es hat keinen Zweck, und sie werden dadurch oft nur ungeschickter in der Benutzung ihrer Gliedmaßen.

üblichen Anrede,[1]) nicht bloß mit Ja und Nein antwortet. Die Hauptregel iſt, ſolche Perſonen, die noch ſchwieriger zu behandeln ſind, als andere, nicht zu ermüden, und ihnen in keiner Weiſe läſtig zu fallen. Wenn man aber lieber, als ſo viele, etwas eigenthümliche und ungewohnte Dinge im Kopfe zu behalten, ſich ihnen gar nicht nähert, ſo iſt das ſehr klug und weiſe gehandelt, inſofern man es nicht nöthig hat.[2])

---

[1]) Alſo nicht mit „Sie", ſondern „Eure Majeſtät haben gewünſcht" . . . „Ja, Durchlaucht," etc. In franzöſiſcher Sprache ſagt man auch zu der allerhöchſten Dame «Madame», zu einem Fürſten von königlichem, oder kaiſerlichem Range jedoch „Sire", zu Prinzen und hohen Geiſtlichen «Monseigneur», nicht «Monsieur».

[2]) Pſalm CXLVI, 3; CXVIII, 9. Sie halten ſich eben doch immer für etwas ganz Anderes und ſpielen mit den Menſchen; es iſt ihnen nie ganz zu trauen.

Auf der Straße kann man nicht mit einer Dame am Arm gehen und in der anderen Hand einen Stock führen.[1]) Geht man

Schön ist das zwar nicht und an Christus, der der vornehmste Herr von allen und unser eigentliches Vorbild ist, nicht zu bemerken. Man muß sich daher vorkommenden Falles auch nicht imponiren lassen, sondern nur stets die schuldige Höflichkeit bewahren. Bei vornehmen Herren nicht höchsten Grades gilt jetzt oft ein gewisses lässig müdes Wesen als «chic», ist aber entweder ein Zeichen einer früh verbrauchten Jugendkraft, oder, wenn es bloß affektirt ist, eine wahre Abgeschmacktheit. Das soll man nicht nachahmen. Einem jungen Manne steht gegentheils eine gewisse Frische und Gesundheit wohl an, nicht ein mattes, blasirtes Wesen, das wie ein wurmstichiger Apfel aussieht. Dagegen macht ein wildes Fräulein selten einen ganz günstigen Eindruck, denn meistens ist dabei der deutliche Wunsch nach Zähmung ersichtlich.

[1]) Junge Leute thun überhaupt besser keinen Stock zu tragen; es hat keinen Zweck, und sie werden dadurch oft nur ungeschickter in der Benutzung ihrer Gliedmaßen.

frei nebeneinander, ſo geht der Untergeordnete links vom Höherſtehenden. Auf Treppen geht man neben, oder vor einer Dame hinauf und nach ihr hinunter.

Bei dem Fahren ſitzt man links von einer Dame, oder höheren Perſon, oder auf dem Rückſitz. Bei dem Kutſcher zu ſitzen iſt für Erwachſene nicht paſſend, außer wenn ſie ſelbſt lenken. In Tramways iſt es nicht höflich zu ſitzen, während erwachſene Frauensperſonen ſtehen müſſen. Ebenſowenig aber ſchickt es ſich, daß Frauen ihre Kinder nicht auf den Schoß nehmen, oder zum Stehen anhalten, wenn erwachſene Herren ſtehen müſſen. Thiere, außer etwa ganz kleine Hündchen, oder Katzen in Körben, oder kleine Vögel in Transportkäfigen, darf man nicht in irgend-

welche Transportanſtalten mitnehmen, ſelbſt wenn es die Reglemente derſelben geſtatten.

Niemals darf man das Alter eines Kindes unrichtig angeben, um an den Fahrtaxen zu ſparen. Es gehört dies ſeltſamer Weiſe zu den Unredlichkeiten, die ſich ſelbſt ſehr gebildete Leute mitunter zu erlauben pflegen.

Auf der Straße grüßt man bekannte Perſonen durch Hutabnehmen, in Uniform militäriſch; der Untergeordnete grüßt zuerſt. Wenn Jemand, den man auf der Straße begleitet, grüßt, oder einen Gruß erwiedert, ſo muß der Begleiter es ebenfalls thun. Damen werden bei uns zuerſt gegrüßt, in England umgekehrt, was auch zweckmäßiger iſt, da ſie damit zu erkennen geben können, ob ſie von

588399B

dem Begegnenden gekannt ſein wollen oder nicht. Sehr unhöflich iſt es, Jemand eine Zeitlang zu grüßen und nachher nicht mehr [1]), oder ſeitens einer Dame, einen Gruß nur ſehr unmerklich zu erwidern.

Die Mitglieder der Regierung des Staates [2]) und die erſten Vorſteher der Gemeinde, in welcher man ſich (wenn auch blos vorüber-

---

[1]) Oder umgekehrt eine Zeitlang nicht grüßen, während der Betreffende etwa in traurigen Umſtänden ſich befindet und dann wiederum, wenn ſeine Verhältniſſe ſich gebeſſert haben. Das zeigt eine geradezu ordinäre Geſinnung.

[2]) Der Apoſtel Paulus ſagt zwar nur, in Anlehnung an eine Stelle aus dem II. Buch Moſis, vgl. Apoſtelgeſchichte XXIII, 5; II. Moſ. XXII, 27; Prediger X, 20, man ſolle den Oberſten ſeines Volkes „nicht fluchen" (was auch oft genug geſchieht); wir gehen etwas weiter in der Kultur und ſagen, man ſoll ſie ſogar auch höflich behandeln.

gehend, oder auf Reiſen) befindet, grüßt man bei jeder Begegnung, wenn man ſie als ſolche erkennt, ohne Rückſicht auf politiſche Ueberzeugungen. Ebenſo iſt es höflich, hohe Offiziere in Uniform und Geiſtliche jeder Art, die an ihrer Tracht erkennbar ſind, auch wenn man ſie nicht perſönlich kennt, zu grüßen. Wir rechnen unſererſeits dazu auch die thätigen und aufopfernden Frauen der Heilsarmee. Wer der Geſellſchaft in ſelbſtloſer Weiſe dient, verdient ihren Reſpekt noch mehr, als wer eine gut bezahlte Stellung von ihr inne hat.

Auf der Straße, oder in Kaufläden etc. redet man nur verwandte, oder ſehr gut bekannte Damen an, falls man ihnen nicht etwa einen Dienſt anzubieten hat, und in allen Fällen iſt ſehr langes Stehenbleiben und Sprechen

auf den Straßen, beſonders in den engen Berner-Laubengängen, etwas, was nur Kindermädchen nachzuſehen iſt.

Einer unbekannten Dame darf man in irgend einer Verlegenheit ſtets hülfreich und beſcheiden beiſpringen, z. B. ihr ſeinen Schirm anbieten, wenn ſie in den Regen geräth, nicht aber ſeine Begleitung mit dem Schirm. Bei einem unbekannten Herrn iſt das zweifelhafter und kommt ſehr auf ſeinen Geſichtsausdruck an; man riskirt ſonſt oft eine Abweiſung, die nur von einer Dame erträglich iſt.

Wenn eine Dame einen Gegenſtand fallen läßt, hebt man ihn ihr ſtets auf, auch wenn ſie es leicht ſelbſt thun könnte; bei einem unbekannten Herrn geſchieht dies im letzteren Falle nicht.

Einen verlorenen Gegenſtand übergibt man immer dem muthmaßlichen Eigenthümer ohne viel Redens darüber und ohne einen Dank abzuwarten.

Kinder müſſen gewöhnt werden, ältern Perſonen alles aufzuheben, was dieſe fallen laſſen.

Die mündlichen Grußformeln ſind nach Ländern ſehr verſchieden. Bei uns bezieht man ſich meiſtens auf die gerade vorhandene Tageszeit („guten Morgen" etc.); das treuherzige „Grüß Gott" und ſeine Verwandten, wie auch der Gruß in Form irgend einer Frage („Seid ihr fleißig" etc.) kommen in der Regel nur noch in ländlichen Verhältniſſen vor. Ebenſo ſind nicht mehr üblich die etwas unterthänigen

Grußformen, («Servus», „Ihr Diener", oder „Küß' die Hand", wie in der öſterreichiſchen Geſellſchaft) oder die akademiſchen („Proſit").

In franzöſiſcher Sprache muß dem «bon jour» das Wort «Monsieur», «Madame» beigefügt werden, ſonſt klingt der Gruß dem franzöſiſchen Sprachgefühle unvollſtändig und in Folge deſſen unhöflich.[1])

---

[1]) Eine uns bekannte franzöſiſche Dame pflegte daher ihren Kindern einzuſchärfen, «bon jour» ſage man zu ſeinem Hund. Auch in engliſcher Sprache muß es lauten: «Good morning, Sir», ebenſo in italieniſcher und anderen.

Dagegen würde in deutſcher Sprache, „guten Morgen, mein Herr" affektirt, oder wie eine Ueberſetzung ausſehen und „Guten Morgen, meine Dame" noch mehr; man kann auch das Wort «Madame» nicht beiſetzen, das, in deutſcher Sprache gebraucht, einen nicht beſonders höflichen Ton hat, ſondern müßte ſagen „gnädige Frau", was bei uns wieder nicht gebräuchlich iſt. Das

Kirchliche Grußformeln ſind außerhalb des Orients nur bei beſonderen Gelegenheiten gebräuchlich, etwa z. B. Wallfahrern gegenüber, oder in Rußland zu Oſtern. Segensſpendung als Gruß iſt nur für höhere, nichtproteſtantiſche, Geiſtliche und ſtets nur an die Adreſſe von Glaubensgenoſſen paſſend.

Oeffentlich ſprechen muß man nur, wenn man es kann; ſonſt iſt es für die Anderen peinlich, zuzuhören und ſtets in der Furcht zu ſchweben, die Quelle höre gänzlich

---

höflichſte iſt, in deutſcher Sprache, dem Gruß den Titel beizufügen, mit dem ja beinahe jeder Deutſche ausgeſtattet iſt. (G. M. Herr Oberſt, Frau Dr.) Dabei wird eine unbedeutende Standeserhöhung um Eine Rangſtufe, z. B. Oberſt ſtatt Oberſtlieutenant, Profeſſor für alle Lehrer von etwas höheren Lehranſtalten, ſelten übel aufgenommen.

auf zu fließen. Niemals muß man zu lang reden, $^3/_4$ Stunden für Vorträge wird in der Regel das Maximum ſein. Man muß ſich gut anziehen dazu, wenn man ſich in dieſer Weiſe in Sicht ſtellt, ſich gut halten, nicht anlehnen, nicht ſtark geſtikuliren, ſich nicht den Schweiß abtrocknen, oder geräuſchvoll ſchnauben dazwiſchen (wie ich es ſchon Pfarrer auf der Kanzel habe thun ſehen), auch kein Glas Waſſer neben ſich haben und benutzen, und vor Allem kein auswendig gelerntes Opus ableiern, ſondern ſich die Sache vorher gut überlegen, was man ſagen will, dann aber frei, oder bloß mit einigen Notizen in der Hand, ſprechen. Das Letztere iſt bei allen Auseinanderſetzungen, welche mit Zahlen, oder ſehr ſpeziellen Angaben verbunden ſind, als die Regel zu betrachten, da es den

Zuhörer beruhigt und den Eindruck der Zuverläſſigkeit macht. Eigentliche Lehrvorträge und Vorleſungen müſſen aus dem gleichen Grunde immer auf Grund ſolcher Vorlagen gehalten werden, nicht in völlig freier Rede; im Uebrigen iſt der Rath: « parlez, ne prêchez pas » in allen Fällen ein zweckmäßiger, ſogar heutzutage für die Predigt.

Auch muß man ſtets zu den Anweſenden, nicht zu einem imaginären anderen Publikum, oder bloß zu den Zeitungen, die das Geſagte wiederholen ſollen, ſprechen, immer aber zu einem Publikum von mittlerer Bildung, gleichviel ob es faktiſch ſo ſei, oder nicht; alſo nicht zu gelehrt, aber namentlich auch nicht zu populär, womit man ſelbſt wirkliche Volkskreiſe oft nur beleidigt, wenn ſie dieſe Abſicht bemerken.

Niemals muß man grob, oder sehr aggressiv, oder sehr persönlich gegen Jemand sprechen, sondern in guten Redeformen, voraussetzend z. B., daß der Gegner, wenn ein solcher vorhanden ist, sich geirrt, nicht absichtlich Unwahres gesagt habe. Die Replik muß kurz, nicht wiederholend, nur die Hauptpunkte nochmals berührend, und vor Allem schlagfertig sein.[1])

Man muß auch nicht viel, oder lange aus Akten vorlesen, oder aus Autoritäten citiren, sondern nur kurze und schlagende Daten, oder Ausspräche anbringen. Man muß nicht eine lange Einleitung machen, die den Zuhörer zum Voraus erschreckt und ermüdet, oder sehr um Entschuldigung wegen Unfähigkeit bitten, an

[1]) Vgl. für Mehreres: Offene Geheimnisse der Redekunst, in „Lesen und Reden".

die ſonſt leicht geglaubt wird, und am Schluß mit einem guten Schlagwort (wenn ſich ein paſſendes finden läßt, ohne es weit her zu holen) enden. Man muß endlich nicht oft und nicht unnöthig reden, wenn man ſtets gerne gehört werden will.

Korreſpondenz. Giebt man Jemand, der nicht Dienſtbote, oder Dienſtmann, oder überhaupt ein Angeſtellter iſt, einen Brief zum Ueberbringen an einen Dritten, alſo aus Gefälligkeit, ſo darf man den Brief nicht ſchließen. Briefe von nicht ganz vertraulicher Art müſſen auf einem doppelten Briefbogen von mindeſtens Octav-Format, ohne Platz zu ſparen, aber auch ohne Rand, geſchrieben werden.

Deutliche Schrift und namentlich auch Unterschrift, so daß man beides ohne Mühe lesen kann (also nicht sehr komplizirte, oder schwunghafte Firmaunterzeichnungen), ist eine große Höflichkeit[1]) und erregt das Wohlwollen des Lesers, sonst leicht das Gegentheil.

Tintenflecke und Radirungen sind unzulässig, da muß man den Brief noch einmal schreiben; die Schreibmaschine ist nur für Geschäftssachen zulässig, ein mit der Schreibmaschine geschrie-

---

[1]) Noch zu Mitte des Jahrhunderts hielt man viel mehr auf schöne Schrift und passendes Briefformat, auch gegenüber den Angehörigen. Ein Mann der alten Schule sah z. B ein Mädchen von 13 Jahren auf einem unförmlichen Stück Papier schreiben. „Nimm doch einen ordentlichen Briefbogen zur Hand, Kind." „Es ist ja nur an Mama!" „Um so mehr, wenn du an deine Eltern schreibst, mußt du deinen besten Bogen nehmen."

bener Privatbrief iſt eine ziemlich ſtarke Unhöflichkeit.[1])

Man ſpricht in den Briefen nicht in der dritten Perſon, außer zu Geſchäftsleuten geringerer Art, denen man einen Auftrag ertheilt, ſondern mit Sie-Anrede, und gebraucht im Eingang und am Schluß eine höfliche Formel.

Eine Dame darf nicht zu höflich gegen Herren ſein, alſo z. B. nicht die Formel gebrauchen, „ſie habe die Ehre"; eine junge Dame darf nicht «cher Monsieur» an einen Herrn ſchreiben, der nicht ihr naher Verwandter

---

[1]) Das Letztere kann heutzutage zweifelhaft ſein, doch wird man z. B. wohl kaum wagen, eine Brautwerbung, oder einen erſten Liebesbrief mit der Maſchine zu ſchreiben. Alſo iſt es doch nicht gleichgültig.

ist. [1]) An eine Dame schreibt man im Zweifel immer, wenn man mit ihr nicht genauer bekannt ist « Madame », oder „Hochgeehrte", [2]) oder in Deutschland „gnädige" Frau (Fräulein).

Wo das Datum eines Briefes hinkommt, ist eine Frage; bei sehr formellen Briefen an das Ende derselben, wo zugleich die Adresse zu wiederholen ist.

Die Adresse auf der Außenseite des Couverts wird jetzt, außer bei hohen Personen und Geistlichen, nicht mehr mit irgend einer besonderen

---

[1]) Aeltere Damen können sich das « cher Monsieur » gestatten, wenn sie entweder erheblich vorgerückter an Jahren, oder höher in der gesellschaftlichen Rangordnung stehen, als ihr Adressat, oder wenn wirkliche Freundschaftsverhältnisse bestehen.

[2]) „Verehrte", oder gar „Verehrteste" klingt zu vertraulich.

Anrede, ſondern nur mit „Herrn“, oder « Madame » .... verſehen; in franzöſiſcher Sprachform iſt es höflich dieſe Anrede zu wiederholen, alſo «Madame, Madame ....[1])

Die Briefe werden jetzt allgemein in Couverts verſandt und zugeklebt; höflicher iſt es immer noch, ſie mit feinem Siegellack zu ſiegeln, aber nicht mit Deviſen, Allegorien und dgl. für nicht gut Bekannte, ſondern mit Wappen, oder Chiffre. Die Couverts müſſen groß genug

---

[1]) In deutſcher Sprache iſt dies hingegen nicht mehr üblich. Es ſchickt ſich nicht auf einem Briefe (außer an Dienſtboten) Fräulein und Mademoiselle in Frl. und Mlle abzukürzen, ebenſo nicht Mme für Madame zu ſchreiben, weil dies immer einen Untergebenen bezeichnet. Ebenſo zeugt es nicht von Takt und Bildung mein l. Mann, oder meine l. Frau (abgekürzt, ſtatt liebe) zu ſchreiben. Hat man es wirklich ſo eilig, dann läßt man das Epitheton ornans ganz weg.

für einen bloß einmal gefalteten Brief (zweimal falten iſt unpaſſend) und weiß, oder von zarter, ähnlich heller Farbe, wie das Briefpapier ſein, auf keinen Fall von gelbem, oder braunem, oder blauem Papier, wie man es für Akten braucht.

Die Briefmarken müſſen rechts von der Hand aufgeklebt werden, da dies der Poſt Mühe im Abſtempeln erſpart, und wo möglich aus einem, oder höchſtens zwei Stücken (aus dem gleichen Grunde) beſtehen, jedenfalls aber, wie ſchon früher angeführt wurde, genügend, in jedem Zweifelsfalle lieber mehr als genügend. Ein unfrankirter, oder zu wenig frankirter Brief verſtimmt heutzutage auch den freundlichſten Empfänger ein wenig.

In Zeiten großer Trauer iſt es ſchicklich ſchwarzgerändertes Briefpapier, ebenſolche Couverts und ſchwarzes Siegellack zu gebrauchen.

Kurze Billete, die in der gleichen Stadt verſendet werden, können auch kleineres Format als Octav haben; offene Poſtkarten und ſogenannte Memorandums ſind, wie ſchon früher geſagt, für nicht geſchäftliche Sachen immer zu vermeiden.

Anonyme Briefe muß man nie ſchreiben, und wenn man ſie erhält, für nichts achten und ſofort dem Papierkorb übergeben.

Im Uebrigen müſſen Briefe als Antworten prompt erledigt werden, im Styl ungeſucht, ganz natürlich ſein und ſich nicht zu raſch wiederholen, ohne Veranlaſſung, denn Nie-

mand hat heutzutage Zeit viele unnöthige Briefe zu leſen.

Wünſcht man etwas vom Empfänger des Briefes, ſo muß man es gleich Anfangs anbringen, nicht zuerſt eine Menge Freundſchaftsbezeugungen, oder gar Lobeserhebungen voranſchicken, noch weniger, wie es bei Damen oft vorkommt, die Hauptſache erſt in einer Nachſchrift ſagen. Man muß ſich auch in Briefen von ſeinem Beſuch kurz trennen können und ſich nicht an der Thür noch lange aufhalten, wie das die üble Gewohnheit mancher Perſonen iſt, oder gar dort noch einen ganz neuen Gegenſtand zu Sprache bringen.[1])

[1]) Namentlich iſt es, um das hier noch zu ſagen, unfein, zuerſt ſcheinbar einen bloß freundſchaftlichen

Der Verkehr mit Frauen ist eine Sache, von der das Lebensglück der jungen Männer ungemein abhängt und bei welcher es außerordentlich auf gute Manieren ankommt. Viele von Charakter ausgezeichnete Männer finden niemals den Beifall der Frauen, weil sie zu ungeschickt, oder unsicher, oder unfein in ihrem Benehmen sind. Ebensosehr aber schadet ein jedes „Zuviel", das als Zudringlichkeit ausgelegt werden kann, indem alle edleren Frauen

---

Besuch zu machen und erst zuletzt plötzlich noch mit einer Bitte herauszurücken, z. B. etwa wie folgt: «Madame, je viens au fond dans un petit but intéressé.» Darauf folgt dann eine Bitte um Geld für einen Bazar, oder Armenlotterie, oder sonst um eine Dienstleistung. Geschäftliches und Bittgesuche muß man immer zuerst und kurz erledigen, besonders Geldsachen; so auch im schriftlichen Verkehr.

ſich gegen ſolche Leute zurückhaltend benehmen und ſelbſt ein freundliches Intereſſe nicht ſehen laſſen wollen.

Ein natürliches, höfliches, achtungsvolles und eher ein *wenig* zurückhaltendes Benehmen iſt im Ganzen das Beſte; immer hilfbereit jedoch, wo es nöthig iſt, und auch gegen Frauen geringen Standes zu ſein, iſt ein jedem jungen Manne beſonders wohl anſtehendes Benehmen, das ihm leicht Gunſt erwirbt.

Gegen Frauen, die ſelbſt ſehr unternehmend, oder laut und ſicher in ihrem Benehmen ſind, muß man, ſoweit als irgend thunlich, ablehnend, oder ignorirend ſich verhalten und jedenfalls (das iſt der beſte Rath, der hier zu geben iſt) mit Frauen von zweifelhaftem Charakter, oder Stand gar nicht, oder ſo

wenig und ſo kurz als möglich verkehren. Es giebt zwar auch Leute, die das, berufshalber, oder freiwillig, aus den beſten Beweggründen, nicht ſo halten können; wir haben ja in unſerer eigenen Religion ein erhabenes Beiſpiel dafür, das wir nicht dementiren werden, aber im Ganzen genommen iſt das nicht die Aufgabe junger Leute.

Beſondere Höflichkeitsformen gegen Damen, wie z. B. der Handkuß, ſind in republikaniſchen Staaten nicht üblich, ſondern würden auffallend erſcheinen. Am eheſten kommt er noch gegenüber ſehr alten, oder nahe verwandten Damen ſeitens junger Leute, oder von Kindern und Enkeln vor. Im vorigen Jahrhundert noch küßten die Kinder den El-

tern regelmäßig die Hand; jetzt iſt dieſer Verkehr eher zu wenig förmlich geworden. In Monarchien iſt der Handkuß üblicher, auch ſogar unter Männern gegenüber dem Souverain, dem Papſt, oder andern hohen Geiſtlichen, oder in gänzlich untergeordneter Stellung, zum Beiſpiel auf großen Gütern, als Reſtanz ehemaliger Leibeigenſchaft. Auch Theaterdamen, oder was ſonſt noch in die große Familie der „Künſtlerinnen“ gehört, betrachten das oft als eine ihrem Genie von Rechtswegen zukommende Huldigung und begnügen ſich ungern mit einem Händedruck, oder einer Verbeugung.

Kniebeugung kommt ebenfalls nur in monarchiſchen Staaten, bei beſonderen ceremoniellen Veranlaſſungen, und gegenüber dem

Papſte vor, oder endlich bei pathetiſch veranlagten Brautwerbern, die ſich indeß meiſtens ſpäter durch ein um ſo herriſcheres Auftreten revanchiren.

Im Uebrigen muß man, um die Frauen richtig behandeln zu können, ihre Haupteigenſchaften verſtehen, die ſich immer und überall gleich bleiben. Alle tüchtigen Frauen ſind zur Eiferſucht geneigt, d. h. ſie wollen ihr berechtigtes Herrſchaftsgebiet unverkürzt beſitzen. Sie wollen aber dann auch, und ebenſoſehr, daß der Mann das Seinige zu regieren verſtehe und überhaupt ein Mann ſei, der ſie in manchen Dingen überſehe und an dem man einen Halt haben könne, wo es nöthig iſt. Wo das Eine oder Andere fehlt, da geht es nicht ſehr

gut.[1]) Heutzutage aber ſind vielfach die jungen Männer ſo ſchwächlich und egoiſtiſch, daß die Frauen das ſtärkere Geſchlecht geworden ſind, welches ſich ſtets für ſie aufopfern muß.

Ueber die Ehe wollen wir hier im Uebrigen nichts weiter ſagen,[2]) außer daß eine ſehr

---

[1]) Den Menſchen iſt es ja überhaupt nur wohl, wenn ſie gut regieren und gut regiert werden, was in irgend einer Richtung bei Jedem mehr oder weniger in Frage kommt. Die Unglücklichſten ſind die, welche weder regieren, noch regiert werden können, ſondern ſich, ihrer Unfähigkeit bewußt, dennoch gegen eine geeignete Leitung auflehnen. Solche Menſchen gibt es in den heutigen Staaten und Familien überaus viele. Unſere ganze Erziehung, namentlich auch durch Poeſie und Litteratur, trägt dazu bei.

[2]) Vgl. darüber den Aufſatz „über Menſchenkenntniß“ in Glück II. und „Frauenſtimmrecht“ in Jahrbuch XI.

feine und zarte Höflichkeit auch zu dieſem Verhältniſſe zwiſchen Menſchen, die ſich täglich umgeben, nothwendig gehört, damit es ſich nicht in Bälde in Trivialität innerlich auflöſe,[3]) ſelbſt wenn es äußerlich beſtehen bleibt. Eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Neigungen ergiebt ſich und alle momentanen Discrepanzen löſen ſich leichter, wenn beide Theile noch ſehr jung ſind; doch iſt dies jetzt ſchwieriger geworden durch den allgemeinen Luxus, der das frühe Heiraten Jedermann erſchwert und Vielen ganz unmöglich macht.

---

[3]) Nichts iſt für feiner geartete Dritte ein widerlicherer Anblick und macht mehr den Eindruck der Unbildung, als wenn Mann und Frau ſich unhöflich behandeln.

Eine ſchwierige Sache iſt es, Höflichkeit immer auch gegen Bittende, oder gar Bettler zu bewahren.

Vornehme Bettler, welche imponiren wollen und Geſchenke nur gnädigſt in Empfang nehmen, kann man ruhig kurz abweiſen; da liegt keinerlei Verpflichtung vor. Gründer von Anſtalten, die ohne jedes vernünftige Syſtem ſich in Schulden ſtürzen, oder von ewigem Baufieber ergriffen ſind und dann ihre Sorgen auf Andere abladen wollen, im Ganzen genommen ebenfalls; immerhin gilt es da einen Unterſchied darnach zu machen, ob etwas im Glauben und in Einfalt des Herzens, oder aus Ehrgeiz, Unternehmungsluſt und Großmannsſucht geiſtlicher Art angefangen worden iſt. Jedenfalls ſollten aber auch

die gläubigen „Gründer" dieſen ihren Glauben Jahr für Jahr beweiſen und ſich nicht gleich für eine Anzahl Jahre Obligationen ausſtellen laſſen, welche ſie dieſer für ſie ſehr wohlthätigen Uebung entheben ſollen.

Die größten Glaubensmänner, auch unſerer eigenen Zeit, haben dies niemals gethan.[1]) Von Chriſtus ſelbſt und den Apoſteln kennen wir überhaupt keine weitläufigen und koſtſpieligen Gründungen, was immerhin eine Mahnung zur Vorſicht iſt. Klein anfangen gedeiht beſſer.

---

[1]) Zum Beiſpiel der in dieſem Frühjahr verſtorbene George Müller in Briſtol, der ohne ſolche Wechſel und ohne jede andere Zudringlichkeit, als die Verbreitung ſeiner Berichte und gelegentliche Wanderpredigten, mehr als 30 Millionen Franken erhielt. Woran fehlt es bei Andern, die ſtets zu wenig Geld, trotz aller viel direkteren Anſprachen haben?

Gewöhnliche Bittende aber und ganz einfache Bettler ohne weiteres, grundsätzlich, wie man es nennt, abzuweisen, ist ein zu harter Grundsatz und nicht ohne eigenes Mißgefühl, das aus schlechtem Gewissen stammt, oder allmälige Verhärtung gegen das Elend durchführbar. Dazu müßte man sich die Nietzsche'sche Auffassung über die Schädlichkeit alles Mitleids aneignen, von der die oberen Kreise der Gesellschaft nicht mehr weit entfernt sind, um so eher, als auch die Elenden ihrerseits kein Mitleid mehr, sondern „ihr Recht" haben wollen.

Es entspricht auch nicht den sehr ausdrücklichen Vorschriften des Evangeliums, und die Frage ist hier eigentlich nur die, ob man ihnen durch Darreichung einer klei-

nen Gabe eine Wohlthat erweist, oder das Gegentheil, weil man sie dadurch zu müßigem, bettelndem Leben, oder zum Trunk verleitet. Es ist da vielleicht das Bessere sehr milde zu denken; jedenfalls aber darf man auch diese Leute nicht bloß an Andere weisen, oder grob behandeln, wenn man ihnen nichts geben will.

Die verdächtigsten Bettler sind die, welche nur entleihen wollen. Sie thun es in der Regel, um etwas mehr zu bekommen und um jedes Dankes überhoben zu sein. Da ist vollkommen wahr der gute Spruch Ludwig Sulda's, daß nicht bloß Geben seliger als Nehmen, sondern auch Schenken seliger als Leihen sei, und als Regel darf man aufstellen, man soll leihen, was man allfällig auch schenken kann, und sich auf ein Nichtwieder-

ſehen des Darlehens von vorneherein gefaßt machen.

Niemals darf man einen Angeſtellten, oder Dienſtboten die Unhöflichkeit oder Grobheit ſeines Herrn, an der er unſchuldig iſt, entgelten laſſen, oder Jemand eine unhöfliche, oder auch nur unangenehme Mittheilung mündlich durch ſeine Untergebenen machen laſſen. Denn entweder ſetzt man dieſe einem unangenehmen Empfang aus, dem man ſelbſt auf ihre Koſten ausweicht, oder man riskirt eine ungenaue Meldung.

Etwas Unangenehmes, jeder Art, muß man den Menſchen, denen man es mittheilen will oder muß, ſelbſt und unter vier Augen mit möglichſter Ruhe ſagen, nicht durch Dritte

ſagen laſſen, auch nicht ſchreiben, und die Folgen gänzlich auf ſich nehmen. Ernſt und keine Beſchönigung des Unrechts iſt hiebei zweckmäßig, Zorn immer unklug. Denn man ſetzt ſich dadurch in's Unrecht und einem klugen Gegner gegenüber in die Lage, ihm nachher mehr Satisfaktion geben zu müſſen, als gut iſt, ſo daß man ſpäter ihm gegenüber ſogar weniger günſtig geſtellt iſt, als vor der Explikation. [1])

Ueberhaupt iſt, wie ſchon früher geſagt wurde, Zorn in der Regel nie gut; wir ſollen nicht „Kinder des Zorns" mehr ſein, wie wir

[1]) Sehr kluge Leute legen es daher mitunter geradezu darauf an, wenn ſie Fehler begangen haben, ihre Vorgeſetzten in Zorn zu verſetzen, nachher kommt es dann zu einem gegenſeitigen, folglich für ſie immer günſtigen Friedensſchluß.

es von Natur geweſen ſind, und ſelbſt gegen das Böſe kommt man, ſoweit es in Perſonen verkörpert ſich darſtellt, immer noch beſſer durch mit ruhiger Entſchiedenheit, als mit Zorn, der leicht das Maß überſchreitet.

Man muß alſo zuerſt ruhig werden, wenn man zu tadeln, oder ſich zu beſchweren hat, dann aber den Tadel *feſt*, kühl und ohne Umſchweife und vorangeſchickte Entſchuldigungen vorbringen, ſo, wie er berechtigt iſt, nicht mehr und nicht weniger. Dagegen muß man *nach* einer ſolchen Auseinanderſetzung die Sache auch *abgethan* ſein laſſen können und nicht immer wiederholen, oder einen Groll noch bei ſich bewahren.

Es iſt ein Zeichen eines guten Temperamentes und eines edeln Charakters, wenn beide Theile ſich nachher zu einem gegenſeitigen rich-

tigen Verhalten Mühe geben, oder ſogar es verſuchen indirekt das Unangenehme der Begegnung durch doppelte Freundlichkeit und Wohlwollen auszugleichen.

Und es ſind ſchon oft aus ſolchen anfänglich unangenehmen Begegnungen dauernde Freundſchaften hervorgewachſen.

Damit ſchließt überhaupt das Kapitel der Höflichkeit ab. Aechte Höflichkeit macht die Menſchen zu Freunden und iſt die Vorſtufe zur Freundſchaft. Und auch eine beſtehende Freundſchaft kann ohne Höflichkeit nicht fortbeſtehen. Freunde, die glauben, wenn ſie ſich auf dieſen Fuß äußerlich geſetzt haben (und ſie thun das ſo ſchnell als möglich), z. B. das „Du" angeboten, oder angenommen haben,

dann ſofort alle Rückſichten der Höflichkeit bei Seite laſſen zu können, gehören zu den unangenehmſten und gefährlichſten Menſchen, bei denen man wohl ſagen kann: „Gott bewahre mich vor den Freunden, mit den Feinden will ich allfällig ſelber fertig werden.“

Eine ächte und wahre Freundſchaft aber iſt das größte und beſte aller irdiſchen Güter, und daß man dies durch gewohnheitsmäßige Höflichkeit ſich oft erwerben kann, mag eine Entſchuldigung dafür ſein, daß wir dieſes anſcheinend ſehr geringfügige, in Wirklichkeit aber nicht unwichtige Thema ſo ausführlich behandelt haben.

Verlag von K. J. Wyß in Bern.

Publikationen von Prof. Dr. C. Hilty

Ueber Neurasthenie.

— Viertes Tausend. —

116 S. 8° in hochfeiner Ausstattung mit Goldschnitt
Fr. 2. —.

LA NEURASTHÉNIE.

Traduit sur la troisième édition allemande.
Avec une préface du docteur CHATELAIN.
120 pages 8°. Prix Fr. 2. —.

DE SENECTUTE.

(La vieillesse)
Traduit de l'allemand.
Prix Fr. 1. 50.
Die deutsche Ausgabe erscheint später.

Die

orientalische Frage.

71 Seiten 8°. Preis Fr. 1. 50.

✻ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ✻

Verlag von K. J. Wyß in Bern.

Publikationen von Prof. Dr. C. Hilty

Die Bundesverfassungen
der
schweizerischen Eidgenossenschaft.
470 Seiten 8°. Preis Fr. 3. —.

Les constitutions fédérales de la Suisse.
480 pages 8°. Prix Fr. 3. —.

Die
Neutralität der Schweiz
in ihrer heutigen Auffassung.
3. Auflage.
98 Seiten 8°. Preis Fr. 1. —.

La
Neutralité de la Suisse.
Considérations actuelles.
Traduit par **F. H. Mentha.**
90 pages 8°. — Prix Fr. 1. —.

✻ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ✻

Verlag von K. J. Wyß in Bern.

Publikationen von Prof. Dr. C. Hilty

Politisches Jahrbuch

der

schweizerischen Eidgenossenschaft.

Bis jetzt sind 11 Bände erschienen.

	broſch. à	geb. à
I., II., IV, VI. und VIII. Band	Fr. 8.—	Fr. 10.—
III., IX., X. und XI. „	„ 10.—	„ 13.—
V. und VII. „	„ 12.—	„ 15.—

Die Kölnische Zeitung schreibt über dieses Werk: „Hilty's Politische Jahrbücher gehören zu dem Besten und Gediegensten, was in dieser Art erscheint, und dieser neueste Jahrgang (1897) schließt sich den vorhergehenden in ergänzender Weise an, die zusammen ein vortreffliches Nachschlagebuch der politischen Ereignisse und culturellen Erscheinungen des sie umfassenden Zeitraumes ausmachen." etc. etc.

✤ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ✤